

WILLI
BLEICHER
PREIS



| Baden-Württemberg

2013



JOURNALISMUSPREIS
DER IG METALL
BADEN-WÜRTTEMBERG

Übersicht über
die eingereichten
Beiträge und
deren Autorinnen
und Autoren



Impressum:

Herausgeber: IG Metall-Bezirksleitung
Baden-Württemberg
Stuttgarter Straße 23
70469 Stuttgart
Tel. : (0711) 16581-0
Fax: (0711) 16581-30
www.igm.de

V. i. S. d. P. : Jörg Hofmann, Bezirksleiter

Redaktion: Kai Bliesener

Die Rechte der eingereichten Beiträge liegen bei den Autoren bzw. dem jeweiligen Verlag bzw. Sender.

Fotos: Graffiti, pixelio, fotolia, Portraitfotos,
wenn nicht anders gekennzeichnet,
von den jeweiligen Autoren

Gestaltung: INFO & IDEE GmbH, Ludwigsburg

Druck: Komeso Stuttgart

Auflage: 400 Stück · Juli 2013

VORWORT

In diesem Jahr verleiht die IG Metall Baden-Württemberg zum zweiten Mal ihren Willi-Bleicher-Preis. Er geht an engagierte Journalistinnen und Journalisten, die in ihren Beiträgen die Arbeitswelt in Baden-Württemberg in den Mittelpunkt rücken, aus dem Leben und Erleben abhängig Beschäftigter berichten und Geschichten über Menschen und ihre Arbeit und den immer fließenden Übergang zwischen Arbeit und Leben erzählen. Somit widmen sie sich Themen, die zwar einen Großteil der Bevölkerung direkt oder zumindest indirekt berühren, die aber in der immer breiter werdenden Unternehmens- und Finanzberichterstattung leider immer weniger Raum haben.

Dabei sind die aktuellen Veränderungen der Arbeitswelt gravierend und für viele abhängig Beschäftigte einschneidend. Umso mehr lohnt es sich, ein Auge auf diese Themen zu haben. Umso wichtiger scheint es uns, Journalismus zu fördern

und auszuzeichnen, der sich mit dieser Lebenswirklichkeit der Menschen beschäftigt, statt nur über nackte Unternehmenswerte und kalte Bilanzzahlen zu berichten. Es ist wichtig, diese lebendige Form des Journalismus am Leben zu halten.

Auch in diesem Jahr haben uns viele gute Beiträge erreicht und wir sind extrem stolz darauf, den Willi-Bleicher-Preis für herausragende journalistische Arbeiten vergeben und so die Arbeit anerkennen zu können. Neben überzeugender Themenwahl stand für uns auch journalistische Qualität, eigenständige Recherche und ein entsprechender Problemaufriss im Mittelpunkt. All diese Kriterien wurden nach einhelliger Meinung der Jury durch die Preisträger erfüllt.

Dennoch sind die Entscheidungen der Jury nicht leicht gefallen – sie hat sie sich aber auch nicht einfach gemacht. An dieser Stelle unseren herzlichen Dank an Prof. Frank Brettschneider, Peter Heilbrunner und Wolf-



gang Schorlau für ihre Bereitschaft, in der unabhängigen Jury so engagiert mitzuwirken.

Die Jury hat in diesem Jahr entschieden, jeweils zwei Preise für Print-Journalismus und für Arbeiten in den elektronischen Medien (Fernsehen, Rundfunk, Internet) zu vergeben. Für ihre gedruckten Arbeiten wurden Hermann G. Abmayr und Christine Keck ausgezeichnet, die sich beide mit den Folgen der Schlecker-Pleite für die Beschäftigten befassen – Abmayr für „Emmas Enkel bei Tante Verdi“, erschienen

in *Kontext:Wochenzeitung*, und Keck für „Mit 57 zum Glück gezwungen“ aus der *Stuttgarter Zeitung*. Jürgen Rose und Claus Hanischdörfer erhielten für die im *Ersten* gesendete Fernsehreportage „Hungerlohn am Fließband - wie Tarife ausgehebelt werden“ einen Preis und Heike Scherbel vom *SWR Fernsehen* für ihren Beitrag über „Flughafenbeschäftigte“. Unseren herzlichen Glückwunsch!

Auch im kommenden Jahr wird der Willi-Bleicher-Preis vergeben. Die Ausschreibung startet praktisch unmittelbar nach der diesjährigen Verleihung und endet am 30. Mai 2014. Bis dahin freuen wir uns auf zahlreiche spannende, interessante und journalistisch hochwertige Beiträge, die für die Preisverleihung eingereicht werden.



Jörg Hofmann

Bezirksleiter
IG Metall
Baden-Württemberg

Die Jury



Prof. Dr. Frank Brettschneider,
Universität Hohenheim,
Institut für
Kommunikationswissenschaft



Peter Heilbrunner,
Abteilungsleiter
Wirtschaft und Umwelt,
SWR Hörfunk



Foto © Helke Schiller

Wolfgang Schorlau,
Freier Journalist und Autor

Die Beiträge im Überblick

	Hermann G. Abmayr <i>Kontext: Wochenzeitung</i>	4	Emmas Enkel bei Tante Verdi
	Katharina Mayer <i>Kontext: Wochenzeitung</i>	8	Stützlis stützen!
	Paul Schobel <i>Kontext: Wochenzeitung</i>	12	Schlecker ist kein Einzelfall
	Susanne Stiefel <i>Kontext: Wochenzeitung</i>	16	Geht ab wie Schmidts Katze
	Susanne Stiefel <i>Kontext: Wochenzeitung</i>	19	Wir starten durch
	Wolfgang Brauer <i>SWR1 - "Arbeitsplatz"</i>	24	Raus aus dem Job, rein in die Grundversorgung
	Jens Dierolf <i>Heilbronner Stimme</i>	25	Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt / Der Arbeitsmarkt unter der Lupe
	Claus Hanischdörfer <i>SWR</i>	30	Weniger arbeiten, mehr Leben – die Kunst des Müßiggangs
	Claus Hanischdörfer <i>SWR</i>	31	Opas Hemd wird Kult - Arbeiterunterwäsche macht Weltkarriere
	Wolfgang Heyer <i>Schwäbische Zeitung</i>	32	Früher und heute: Studieren in Weingarten
	Christine Keck <i>Stuttgarter Zeitung</i>	35	Mit 57 zum Glück gezwungen
	Wolfgang Messner <i>Stuttgarter Zeitung</i>	39	Der Herr Felde findet das Glück
	Joachim Ostowski Peter Hageneder <i>Webseite der IG Metall Schwäbisch Gmünd</i>	42	IG Metall Demonstration bei Triumph in Heubach
	Jürgen Rose Claus Hanischdörfer <i>ARD</i>	43	Hungerlohn am Fließband – wie Tarife ausgehebelt werden
	Heike Scherbel <i>SWR</i>	44	Flughafenbeschäftigte
	Matthias Schiermeyer <i>Stuttgarter Zeitung</i>	45	Bohrhammer für Luxor
	Andreas Scholz <i>Naturscheck</i>	48	Das Management hat Qualität, die Leistungskontrolle hat Methode und der Nachwuchs hat immer weniger Lust
	Susanne Schulz <i>Schwäbische Zeitung</i>	53	Im Dschungel der Zuschläge
	Jakob Vicari <i>Brand eins</i>	56	Die Netzstarter
	Wirtschaft im Profil <i>Schwäbisches Tagblatt</i>	58	– ein regionales Wirtschaftsmagazin –
	Martin David Zimmermann <i>Schwäbisches Tagblatt</i>	62	Wer oft am Diesel roch



Hermann G. Abmayr

„Hermann Abmayr betrachtet die Welt eher durchs Mikroskop als durch die Lupe.“ So beschrieb Marc Schieferecke den Stuttgarter Autor und Filmemacher. „Aufdecken ist sein Lebenswerk“, urteilte Ulrich Stolte.

Und dabei nutzt der heute 57-jährige Zeitungen und Zeitschriften, Bücher und das öffentlich-rechtliche Fernsehen. Die ARD-Dokumentation „Gesucht wird Josef Mengele“, für deren Recherche er zuständig war, bekam einen Grimme-Preis, „Vor uns das Paradies“ (SWR), sein Film über die 60er-Jahre, eine Grimme-Nominierung.



Erschienen am 12. 9. 2012 in „Kontext: Wochenzeitung“

EMMAS ENKEL BEI TANTE VERDI

Krise als Chance: Mit der Schlecker-Pleite hat die Gewerkschaft Verdi neue Themen und Partner entdeckt. Nämlich die Nahversorgung der Dörfer und die Konsumenten.

Aus ehemaligen Schlecker-filialen sollen Bürgerläden werden. Das hat man sich bei Verdi ausgedacht und das ist neu. Die Schlecker-frauen sollen dort eine Anstellung finden, die Kunden eine Einkaufsmöglichkeit und auch die Bürgermeister auf den Dörfern sind zufrieden. Ziel ist eine genossenschaftliche Lösung, damit sich auch viele Kunden beteiligen können. Beginnen will Verdi mit diesem Projekt in der Nähe von Stuttgart und zwar in den Orten Murr, Erdmannhausen und Bietigheim-Buch. Kunden und Beschäftigte könnten an einem Strang ziehen. So die Hoffnung der Gewerkschaft.

Das kommt spät, vielleicht zu spät. Aber es sind neue Töne. Als die Deutsche Post AG ihre Briefkästen abmon-

tiert und ihre Filialen nach und nach geschlossen hatte, gab es diese Zusammenarbeit noch nicht. Damals haben die Bürger vor Ort Unterschriften gesammelt, um die Nahversorgung zu verteidigen. Als die gleiche Post bei den Beschäftigten mit radikalen Sparprogrammen Kasse machen wollte, protestierten deren Interessenvertreter. Dass beides etwas miteinander zu tun hatte, nahmen nur wenige Menschen wahr. Und dass die Unternehmenspolitik der einstmals staatlichen Post nur noch ein Ziel hatte, die Gewinnmaximierung, blieb ebenso nahezu unwidersprochen. Die Verlierer waren und sind die Kunden und die Beschäftigten.

Ähnlich verlief die Diskussion bei der Privatisierung der Wasser-, Strom und Gasver-

sorgung. Viele Kommunen haben sie verschelbt - häufig, wie in Stuttgart, mit den Stimmen von Schwarz, Rot und Grün. Und nicht selten in die USA. Cross-Border-Leasing nannte man diese Art von Ausverkauf öffentlicher Güter.

Vielen Orten fehlt die gesamte Infrastruktur

Es war die Zeit des neoliberalen Durchmarsches. Dienstleistungen sollten nicht mehr dem Bürger dienen, sondern Investoren. Und der Begriff „öffentliche Daseinsvorsorge“ wurde zum Unwort. Schließlich ging es nicht mehr um das Wohl der Bürgerinnen und Bürger, oder gar derer, die weniger mobil sind oder in abgelegenen Gegenden wohnen. Nein, es ging um das Wohl der „Investoren“ und ihrer Geldgeber, den Banken.

Mittlerweile gibt es Ortschaften, denen fast die gesamte Infrastruktur fehlt: Die Postfiliale, der Briefkasten, der Bahnanschluss samt Bahnhof, die Bankfiliale, der örtliche Metzger, der kleine und manchmal auch der große Supermarkt und zuletzt sogar der oft schon seit Jahrzehnten ansässige Schlecker-Drogeriemarkt. Der war meist klein, aber in zentraler Lage. Ein Netz von vielen tausend Filialen. Anton Schlecker war damit wohl der letzte große Nahversorger der Republik.

Müssen wir ihm jetzt also ein Denkmal bauen? Mitnichten, denn der einstige Milliardär hatte nichts begriffen: Weder wie man ein Unternehmen erfolgreich führt, noch wie man auf Kunden zugeht oder wie man mit Beschäftigten umgeht. Und erst recht nicht, welchen Vorteil die Nahversorgung hätte haben können, wenn man sie als Chance begriffen hätte. Denn die Politik hatte sich von „Tante Emma“ längst verabschiedet. Immer größer, immer schneller und immer billiger hieß die Devise der meisten Großkonzerne. Politiker hatten dem selbst etwas entgegengesetzt.

Jetzt rufen die Bürgermeister reihenweise im Stuttgarter Gewerkschaftshaus an und fragen, wie sie nach der Schlecker-Pleite noch retten können, was zu retten ist. Auch viele Kunden fragten die Verkäuferinnen schon in den Wochen vor der Schließung der Schlecker-Läden, wie sie helfen könnten. Zum Teil aus Verbundenheit mit den häufig ortansässigen und langjährigen Schlecker-Frauen. Aber immer auch wegen der fehlenden ortsnahe Versorgung.

So mancher Bürgermeister befürchtet nämlich einen Dominoeffekt. Nach dem Wegfall der Schlecker-Filiale könnten auch der benachbarte Bäcker, Metzger oder Gemüseladen die Ladentüre schließen. Denn wenn die

Kunden einmal in den nächsten großen Supermarkt fahren, dann bekommen sie dort alle Produkte des täglichen Bedarfs. Und dies oft sogar billiger - zumindest, wenn man die Fahrtkosten und den zusätzlichen Zeitaufwand nicht berechnet.

Verdi hatte mitten in der Sommerpause nach Stuttgart zu einer Pressekonferenz eingeladen, bei der genau diese Fragen thematisiert wurden. Und die Gewerkschaft hatte den Mut, Leute aufs Podium zu holen, mit denen sie bisher nichts zu tun hatte: den Vorsitzenden des Bundesverbandes der Regionalbewegung Heiner Sindel, den auf Nahversorgungsläden spezialisierten Unternehmensberater Wolfgang Gröll und Benjamin Brüser, einen der Gründer von Emmas-Enkel, de, der das Tante-Emma-Prinzip mit den Möglichkeiten der Internets verknüpft.

Schutzschirme nicht nur für Banken

Zwar hat die Politik die Nahversorgung, die Belebung der Stadtteile oder der Dörfer zumindest in Sonntagsreden wieder auf die Tagesordnung gesetzt. Grüne Politiker plädieren schon aus ökologischen Gründen - weniger Autoverkehr - für kurze Wege. Und die Schwarzen und Roten unterstützen diese Forderung spätestens dann,

wenn sie Wahlprogramme schreiben. Allein ernst genommen hat dies kaum ein Abgeordneter. Denn ob unter Rot-Grün, Schwarz-Rot oder Schwarz-Gelb, Gewinner waren in den vergangenen 20 Jahren fast immer große Dienstleister. Die kleineren und mittelgroße Geschäfte, diejenigen, die vor Ort groß geworden sind, wurden verdrängt oder in die Pleite getrieben. Schlecker blieb ein Sonderfall.

Doch der Fall der einst größten Drogeriemarktkette hätte der Politik jetzt die einmalige Chance gegeben, nicht nur für marode Banken milliardenschwere Schutzschirme aufzuspannen. Die Bundeskanzlerin Angela Merkel und ihre Arbeitsministerin hätten sich auch für mehrere 100 000 Schlecker-Kundeninnen interessieren können, die ortsnahe versorgt werden wollen. Und für 30 000 Schlecker-Verkäuferinnen, die nicht arbeitslos werden wollen. Doch diese Bürgerinnen - es sind fast nur Frauen - sind nicht „systemrelevant“ wie die Banken. Sie sind nicht einmal eine Bürgschaft in Höhe von 70 Millionen Euro wert. Diese Summe hätte Insolvenzverwalter Arndt Geiwitz benötigt, um für einen Teil der Schlecker-Frauen eine Transfergesellschaft zu finanzieren.

Die Betroffenen wären damit nicht sofort arbeitslos

gewesen, hätten eine besondere Qualifizierung erhalten und dafür auf Klagen gegen ihre Kündigung verzichten müssen. Geiwitz hätte damit gute Chancen gehabt, profitablere Schlecker-Filialen weiterzuführen und später zu verkaufen oder an Genossenschaften zu übergeben. Weder die Bundes- noch eine Landesregierung waren bereit, dafür eine Bürgschaft zu geben. Auch nicht die Länder, die ohne FDP regieren. Selbst für die Landesregierung in Baden-Württemberg, dem Sitz von Schlecker, wäre es ein Leichtes gewesen, die gesamte Summe als Bürgschaft zur Verfügung zu stellen. Grün-Rot versteckte sich lieber hinter der bayerischen FPD, die eine Beteiligung an der Bürgschaft ablehnte, weil die Schlecker-Frauen und die Schlecker-Kundinnen nicht zu ihrer Klientel gehören.

Verdi bohrt dicke Bretter

Nicht einmal nach dem endgültigen Aus von Schlecker wagen es die grün-roten Machthaber in Baden-Württemberg, sich offen und öffentlichkeitswirksam für ein Konzept von Nahversorgungsläden in ehemaligen Schlecker-Filialen einzusetzen. Doch immerhin gibt es Gespräche mit der Gewerkschaft auf der Ebene von Sachbearbeitern verschiedener Ministerien. Andere Bun-

desländer haben sich von dem Thema ganz verabschiedet, obwohl es auch dort Initiativen zur Fortführung einiger Filialen unter anderem Namen gibt.

Verdi wird also dicke Bretter bohren müssen. Doch die Zeit ist günstig. Rekommunalisierung ist angesagt. Die neoliberalen Dogmen haben seit der 2008 beginnenden Bankenkrise in der Bevölkerung nur noch wenig Rückhalt. Bisher fehlen neue Konzepte. Deshalb ist der Denkanstoß, den Verdi jetzt in der Schlecker-Auseinandersetzung gegeben hat, weit über den Fall hinaus von Bedeutung. Denn die Namen weiterer Krisen-Konzerne kursieren bereits. Und die Krise, die in Deutschland von einem Zwischenhoch unterbrochen wurde, ist noch längst nicht überwunden.

Mit traditioneller Tarifpolitik, so erfolgreich Verdi dabei zuletzt bei Schlecker war, können die Gewerkschaften in diesen Fällen nichts ausrichten. Und staatsanwaltschaftliche Ermittlungen, so nötig sie sind, dienen bestenfalls der Aufarbeitung der Vergangenheit. Gefragt sind neue Modelle des Wirtschaftens, Modelle, die von den Interessen der Beschäftigten und der Konsumenten ausgehen. Und diese Modelle sollten auch beide Gruppen - sie stellen immerhin die große Mehrheit der Bevölkerung -

gemeinsam entwickeln. Das schlug Leni Breymaier bei der Pressekonferenz in Stuttgart vor. Nahversorgungsäden könnten nur erfolgreich sein, sagte die Landesbezirksleiterin in Baden-Württemberg, wenn die jeweilige Bevölkerung und die Kommune sie unterstützten.

Leni Breymaier hat damit auch die Lehren aus dem Desaster der gewerkschaftlichen Genossenschaftsbewegung in Deutschland gezogen. Ob Coop oder Neue Heimat, die einstigen Basisinitiativen waren zwar eine Zeit lang sehr erfolgreich, doch dann haben sie sich von ihrer Basis weit entfernt und wurden zu Großkonzernen. Die Gewerkschaftsapparate haben diesen Kurs mit unterstützt. Schließlich stürzte Coop und Co. in den 80er-Jahren ähnlich schlimm ab wie Schlecker.

Doch Genossenschaften müssen nicht automatisch scheitern. Monragón, die größte Genossenschaft der Welt und das siebtgrößte Unternehmen Spaniens, ist seit vielen Jahrzehnten erfolgreich. Das Führungspersonal verdient dort maximal das achtfache des Arbeiterlohns. Auch in Island haben Genossenschaften immer noch einen sehr großen Einfluss. Es lohnt sich darüber nachzudenken. Verdi hat dazu einen Anstoß gegeben.



Katharina Mayer

Jahrgang 1982, schreibt seit Oktober 2012 für die Kontext:Wochenzeitung. Los ging's mit der Schreiberei bei der Schwäbischen Zeitung in Ravensburg, irgendwann ums Abitur herum. Danach Freie Mitarbeit beim Schwäbischen Tagblatt in Tübingen, auf die 2011 ein Redaktionsvolontariat folgte.



Erschienen am 19. 11. 2012 in „Kontext: Wochenzeitung“

STÜTZLIS STÜTZEN!

Der Countdown läuft. Die Regale werden gerade eingeräumt. Am kommenden Samstag wird in Erdmannshausen der erste Dorfladen eröffnet, den drei ehemalige Schlecker-Frauen in Eigenregie führen werden. Nach einem genossenschaftlichen Modell und mit Unterstützung der Gewerkschaft.

Die Zukunft leuchtet in Pastellfarben. Lindgrün, Flieder, Apricot. Dazwischen graue Regale und drei Frauen, die sich in den vergangenen Monaten von der Schlecker-Verkäuferin zur veritablen Allround-Handwerkerin gemausert haben. „Ich bohr das noch schnell fertig“, sagt Katrin Meinerz, bevor sie und ihre beiden Kolleginnen Annemarie Keller und Bettina Meeh sich Zeit für ein Gespräch nehmen. Mit der Bohrmaschine nehmen die Frauen auch ihre Zukunft in die Hand: Ihr Laden in der Ortsmitte von Erdmannshausen, 35 Kilometer nördlich von Stuttgart, wird die erste Schlecker-Filiale im Südwesten sein, die wieder eröffnet. Allerdings unter

anderen Vorzeichen: künftig werden die Frauen ihr eigener Chef sein.

Von Anfang an waren Annemarie Keller, Bettina Meeh und Karin Meinerz mit dabei, als die Gewerkschaft Verdi das Konzept entwickelte, die umsatzstärksten Schlecker-Filialen im Südwesten zu Dorfläden umzustrukturieren. Diese Läden sollen als Unternehmungsgesellschaften geführt werden, umgangssprachlich auch als Mini-GmbH bekannt. Anders als die große Schwester braucht eine Mini-GmbH kaum Stammkapital, ein Euro reicht. Finanziert wird das Konzept durch eine im weitesten Sinne genossenschaftliche Herangehensweise: über Spenden und sogenannte

Stützlis. Das sind Münzen im Wert von 50 und 100 Euro, die von den Bürgern der jeweiligen Gemeinden gekauft werden. Sie decken erst einmal den Kapitalbedarf ab, nach einer bestimmten Zeit können sie beim Einkauf eingelöst werden.

Stützlis bringen Geld für die Ladenidee

Ohnehin ist Bürgerbeteiligung das Stichwort schlechthin bei der Wiedereröffnung der Schlecker-Filialen. In Bürgerversammlungen wird ermittelt, ob das Dorf einen solchen Laden braucht und will. Wenn ja, stehen auch die Chancen für sein Überleben nicht schlecht: Wer einen Laden vor Ort braucht und sich via Stützli-Kauf an ihm beteiligt, der kauft auch dort ein und nicht beim Discounter, so die Grundannahme.

Erdmannhausen war bei der Standort-Auswahl im Südwesten ganz vorne mit dabei. Das Dorf hat eine vergleichsweise intakte Infrastruktur. Es gibt einen Bäcker, eine Fleischerei, einen Hofladen, einen kleinen Supermarkt. Sogar ein Blumenladen hält sich in der Ortsmitte. Mit dem Drogeriemarkt wäre die Nahversorgung im Ort wieder komplett.

Die Idee eines eigenen Ladens begriffen die Frauen von vornherein als Chance. „Wir sind alle in einem Alter, in dem man ganz tolle

Stellenangebote kriegt“, sagt Bettina Meeh sarkastisch. „Da machen wir lieber unser eigenes Ding.“ Ob sie Angst haben vor der Selbstständigkeit und dem damit verbundenen Risiko? „Nein“, heißt es unisono. „Arbeitslos sein ist viel schlimmer“, sagt Katrin Meinerz. „Und so können wir etwas bewegen“, meint Annemarie Keller. Sie wollen ihr Leben selbst in die Hand nehmen.

Das Blau muss weg. Blau, das war Schlecker. Schlecker, der immer wieder mal wegen miserablen Arbeitsbedingungen im Gerede war. Schlecker, der sein Drogeriemarkt-Imperium so gründlich an die Wand gefahren hatte, dass 30 000 Verkäuferinnen arbeitslos wurden. Seither redet keiner mehr über die Arbeitsbedingungen bei Schlecker. Seither reden alle über die Frauen, die immer noch keine Arbeit gefunden haben. In der öffentlichen Wahrnehmung verschiebt sich das Gleichgewicht – weg von katastrophalen Job-Beschreibungen hin zur Katastrophe, keinen Job zu haben. „Drehpunkt“ steht in Erdmannhausen über der Ladentür. In grün. Denn blau, das war Schlecker. Die Kompetenzen für ihren Laden bringen die Frauen von Haus aus mit.

Bei Schlecker haben sie die nötige Erfahrung gesammelt. „Bei uns hat man alles können müssen“, erklärt

Bettina Meeh: Abrechnung, Bestellung, Warenannahme. „Außer dass wir das jetzt in Eigenregie machen, ändert sich nicht viel.“ Und trotzdem genug. Schlecker, das ist die große Referenz der Frauen, im Guten wie im Schlechten. Gut, zumindest lange Zeit, was den sicheren Arbeitsplatz betraf. Dass der aber oft teuer erkaufte war, erfährt man in Nebensätzen. Etwa, wenn von der Toilette die Rede ist, die ein Stockwerk tiefer lag, weit weg und manchmal fast unerreichbar, da die Frauen immer alleine im Laden waren. Kein Telefon, kein Beistand bei Überfällen. Lustig war das nicht.

Auch die Männer der drei Neu-Unternehmerinnen helfen mit

Immer zu zweit wollen sie nun sein in ihrem neuen Laden. Das Sortiment hingegen wird mehr oder weniger dasselbe sein wie früher. Zu den Drogerieartikeln nehmen die drei handgemachte Deko auf. Und Selbstgenähtes von einer Bekannten. Und Regenschirme. Regenschirme? Ja, das hätte es bei Schlecker nie gegeben, obwohl die Kundschaft danach verlangt habe. „Wir können endlich das Sortiment an die Kunden anpassen“, sagt Bettina Meeh. Im Gespräch springen die Frauen oft zwischen früher und heute, altem Schlecker und neuem Drehpunkt. Die Akte Schlecker ist für sie noch

nicht geschlossen, solange ihr Laden nicht geöffnet hat.

Am kommenden Wochenende ist es so weit. Am 17. 11. um acht Uhr öffnen sich die Türen offiziell für die Kunden. Über mangelndes Interesse können sich die Frauen nicht beklagen. Dann und wann schaut ein Erdmannhäuser vorbei, erkundigt sich, wie es denn so laufe oder spendiert eine Runde Brathähnchen. Schön finden die Frauen das. „Unsere Tür ist immer auf“, sagt Bettina Meeh.

Auch Bürgermeisterin Birgit Hahnemann freut sich über die beherzte Initiative der Frauen. Das Sammeln der Stützli-Anträge hat die Gemeinde übernommen, damit „die Frauen in Ruhe ihren Laden einrichten können“. Hahnemann ist zuversichtlich, dass der neue Drogeriemarkt überleben wird. „Die Erdmannhäuser wissen, was sie dran haben werden.“ Außerdem kämen auch Menschen aus den umliegenden Gemeinden zum Einkaufen in den Ort. Aber die Bürger vor Ort sind längst nicht die Einzigen, die das Projekt gespannt verfolgen.

Permanent klingeln die Handys der drei Jungunternehmerinnen, trudelt eine Medienanfrage nach der anderen ein. Das Interesse an denen, die der Schlecker-Crash auf die Straßen gespült hat, ebbt nicht ab. „Arte war da, Spiegel online,

das heute-Journal, Brisant, mehrere Tageszeitungen, ich blick's schon gar nicht mehr“, sagt Bettina Meeh. Ihre Kolleginnen sekundieren mit weiteren Zeitungsnamen, kurz darauf meldet sich RTL. Routiniert beantworten die Frauen Fragen, kichern gelegentlich, dass sie die eine oder andere ja jetzt auch schon zum tausendsten Mal beantwortet hätten. „Am Anfang war das brutal. Mittlerweile ist das wie Kaffeekochen.“

So etwas wie ein Privatleben haben die drei kurz vor dem großen Tag nicht mehr. „Meine Familie kennt mich nur noch vom Foto“, lacht Katrin Meinerz. Aber das sei okay. Die Männer helfen ohnehin mit, zum Beispiel, wenn es darum geht, die neuen Regale nach Erdmannhausen zu bringen.

In Christina Frank, die bei Verdi in der Region Stuttgart für den Einzelhandel zuständig ist, haben die Frauen eine Mitstreiterin gefunden, wie es sie selten geben dürfte. Frank kümmert sich um alles: vom Konzept über die Treuhand-Vereinsgründung, Spendenakquise und Standortanalyse bis hin zur persönlichen Betreuung. Die geht so weit, dass sie auch mal ihr Auto vorbeibringt, wenn die Frauen selbst keines zur Verfügung haben. Auch bei Christina Frank steht das Telefon seit Monaten nicht

mehr still. Nur wollen von ihr nicht nur die Medien wissen, was Sache ist, sondern auch ehemalige Schlecker-Frauen, die überlegen, das Konzept zu übernehmen.

„Fragen Sie das mal die Christina“, heißt es deswegen in Erdmannhausen, wenn man etwas wissen möchte, was über die Ladenfläche hinausgeht. Etwa, wie es denn nun mit der übergeordneten Holding aussieht, die den Service für die neuen Läden abwickeln sollte. Da habe man nun eine Lösung, sagt Christina Frank. „Wir sind an Rewe angedockt.“ „Rewe für Sie“ heißt die neue Servicegesellschaft, über die die Dorfläden ihre Abrechnungen abwickeln können. Außerdem werden dort Verhandlungen mit Herstellern geführt und perspektivisch Eigenmarken entwickelt. Noch allerdings besteht das Konstrukt aus einer einzigen Person und steht selbst ganz am Anfang. Ein Glücksfall trotzdem, findet Christina Frank. „Eine eigene Servicegesellschaft zu gründen hätte bestimmt ein Jahr gedauert.“

Genossenschaftliche Modelle liegen im Trend

Wer eine funktionierende Nahversorgung wolle, so Frank, müsse sich über die Zusammenhänge im Klaren sein: darüber, dass der Discounter auf der grünen Wiese im Zweifel eine Ortschaft die

Infrastruktur kosten kann. Darüber, dass die demografische Entwicklung eine funktionierende Nahversorgung voraussetzt, wenn jene Alten, die sich bei entsprechender Infrastruktur zu Hause selbst versorgen könnten, eines nicht allzu fernen Tages nicht auch noch in den Altenheimen landen sollen. Darüber, dass für all diese Alten dann gar nicht genug Pflegekräfte zur Verfügung stehen. „Da bekomme ich Angst“, sagt Christina Frank.

Und kämpft mit allem, was ihr an Idealismus und Kraft zur Verfügung steht, gegen diese Entwicklung an. „Ohne den Kampf um die Köpfe geht es nicht“, sagt sie. Die Bürger müssten mit einbezogen werden, sich für die Struktur vor Ort verantwortlich fühlen. Und sich bewusst sein, dass sie mit der Fahrt zum Discounter „der Totengräber ihrer Lebensqualität vor Ort“ werden.

Genossenschaftliche Modelle, die auf die Verantwortung vieler setzen, anstatt den Einzelnen seinem Schicksal zu überlassen, liegen im Trend. 2012 ist das Jahr der Genossenschaft, allenthalben versuchen Menschen, in kleinen Initiativen aufzubauen, was es nicht mehr oder noch nicht gibt. Nachhaltig sei das, sagt Christina Frank. Und ein Wirtschaftsmodell für die Zukunft: „Die Bürgerversammlungen und die

Stützlis könnten andere eins zu eins übernehmen.“ Hier könne auch der grüne Ministerpräsident beweisen, dass er ein kluger Kopf ist: „Im Einzelhandel geht es absolut aggressiv ab, und die Grünen wollen doch eine friedliche Politik.“

In Erdmannhausen fiebern derweil drei Frauen der Eröffnung ihrer Dorfdrogerie entgegen. Ob das neue Bewusstsein stark genug sein wird, dieses neue Projekt zu tragen, wird sich zeigen.



Paul Schobel

1939 in Rottweil geboren, Studium der Theologie und Philosophie in Tübingen und Innsbruck. 1963 Priesterweihe in Rottenburg. Vikarsjahre in Böblingen und Wasseraltingen.

Von 1966 bis 1972 Jugendpfarrer der Christlichen Arbeiterjugend CAJ in der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

1973 bis 1993 erster Industriepfarrer im Raum Böblingen/Sindelfingen.

1993 bis 2008 Leiter des „Fachbereichs Betriebsseelsorge“ in der Diözese mit Sitz in Stuttgart. Im Ruhestand freier Mitarbeiter der Betriebsseelsorge.

Bei den katholischen Hierarchien war er nie beliebt, bei den Malochern schon. Er hat auch schon undercover an den Werkbänken gestanden. Schobel unterstützt mit seiner Stiftung die Schlecker-Frauen.



Erschienen am 19. 8. 2012 in „Kontext: Wochenzeitung“

SCHLECKER IST KEIN EINZELFALL!

Frau Schlecker ist keine Schlecker-Frau: Während die Gattin von Anton Schlecker angesichts der drohenden Pleite vom einstigen Drogerie-Giganten mit monatlich 60 000 Euro bedacht worden sein soll (die Staatsanwaltschaft ermittelt), stehen Zehntausende Verkäuferinnen auf der Straße. Ein Blick zurück im Zorn – und nach vorn.

Gestatten Sie, dass ich mich erst mal ein wenig „fremdschäme“. Im schwäbischen „Musterlände“, aus dem ich komme, in dem ich arbeite und lebe, pflegt man mit „Arbeit“ anders umzugehen, als es der oberschwäbische Metzgermeister Anton Schlecker demonstrierte. Unternehmer schätzen ihre Schaffer. Ihnen und ihrer hochproduktiven Arbeit verdanken sie Wettbewerbsfähigkeit und persönlichen Wohlstand. Das darf dann auch mal was kosten, zum Beispiel eine solide Aus- und Weiterbildung und vor allem eine vergleichsweise gute Bezahlung.

Für die Heiligsprechung einer ganzen Gilde reicht's

allerdings nicht: Auch hierzulande gibt es Ausreißer, Tariffüchtlinge, Kapitalistenknechte, die ordentlich dazugelernt haben und sich schamlos aus der staatlich bereitgestellten Wühlkiste bedienen: prekäre Arbeit mit all ihren Schnäppchen wie Mini-Jobs, Leiharbeit, befristete Beschäftigung und Werkverträge als die absoluten Renner.

Dass aber ein solch riesiges Handelsimperium wie Schlecker die „Arbeit“ dermaßen bedrückt und gedemütigt hat, erschüttert uns als Betriebsseelsorger nicht erst, seitdem dieser Laden krachend in sich zusammenfällt. Wir sind uns sicher: Einer der Gründe für den Zusammenbruch, wenn

auch nicht der einzige, ist die jahrzehntelange Missachtung und Misshandlung der menschlichen Arbeit.

Ein Blick zurück im Zorn

Wer ehemals bei Schlecker einmal angeheuert hat, geriet unversehens unter Generalverdacht, sich mit langen Fingern betätigen zu wollen. Dementsprechend drastisch war die permanente Überwachung. Da lauerten schon mal Spitzel hinter den Regalen, Testkäufer überführten in schöner Regelmäßigkeit die Kassiererinnen der Nachlässigkeit, dann hagelte es Abmahnungen und Kündigungen. Über diesen Läden hing ständig eine Dunstglocke der Angst und der Verunsicherung. Viele Jahre lang gab es keine Telefone in diesen „Drogerie-Märkten“, vor denen bekanntlich keine leer stehende Waschküche mehr sicher gewesen war. Später waren die Apparate im Notfall nur über verschlüsselte Codes nach draußen zu schalten. Es gab Tote und Verletzte, denn in Gannovenkreisen wurden diese „Sicherheitsstandards“ dankend angenommen. Schlecker bot Gangstern leichte Beute.

Dies alles sickerte im Lauf der Jahre langsam nach draußen. Auch war nicht mehr zu verheimlichen, dass die Läden personell unterbesetzt und die Verkäuferinnen unterbe-

zahlt waren. Tarifverträge? Ein Absud aus Teufels Küche! Betriebsräte und Gewerkschaften? Die operieren auf der Achse des Bösen. Gewerkschaftliche Betätigung war den Beschäftigten lange Zeit strikt untersagt. Mehr als einmal so geschehen: wer im Gewerkschaftshaus gesichtet wurde, bekam die fristlose Kündigung! Eine wirkliche Großtat, die in die Sozialgeschichte eingehen sollte, dass es mutigen Schlecker-Frauen zusammen mit der Gewerkschaft nach und nach gelang, in vielen, bei Weitem nicht in allen Sektoren dieses Königreichs Betriebsräte zu wählen, sie unternehmensweit zu organisieren und miteinander zu vernetzen. Nur so konnten sie standhalten und langsam die Arbeitsbedingungen verbessern. Auf dem Klageweg wurde Anton Schlecker dann gezwungen, tarifliche Bezahlung einzuführen. Sie kam allerdings nur dort zum Tragen, wo Betriebsräte darum kämpften. Das alles aber kam viel zu spät. Bei großen Teilen der Kundschaft hatten sich die skandalösen Arbeitsbedingungen herumgesprochen. Schon in der Agonie, versuchte das Unternehmen nochmals einen Befreiungsschlag gegen die Beschäftigten: Teile der Stammbeslegschaft sollten in eine eigene Verleihfirma ausgelagert und danach als Leiharbeitskräfte zum halben Preis am selben

Arbeitsplatz weiterbeschäftigt werden. Diese Unverfrorenheit führte bundesweit zu einem so heftigen Schluckauf, dass sogar im Deutschen Bundestag zum ersten Mal der Name Schlecker zu hören war. Aber das war's auch schon.

Was lernen wir daraus?

Wenn es ein solches Desaster wie den Niedergang dieses Drogerie-Imperiums mit Zehntausenden von Arbeitslosen kein weiteres Mal geben soll, müsste eigentlich das „Betriebssystem“ der kapitalistischen Wirtschaftsweise ausgetauscht oder zumindest „upgedatet“ werden. Einer der steilsten Leitsätze der katholischen Soziallehre müsste die Richtung bestimmen: „Arbeit hat Vorrang gegenüber dem Kapital.“

Eigentlich müssten, ausgelöst durch den Fall Schlecker, in den Zentralen der Arbeiter alle Alarmsirenen schrillen. Denn nun ist einmal mehr bewiesen: wer die Arbeit bedrückt, demütigt, missbraucht, wird vom Markt abgestraft. Sage keiner, Schlecker sei ein Einzelfall. Fast alle Handelshäuser haben dieselben oder ähnliche Schikanen in ihrem Sortiment. Wird man denen auf die Finger klopfen? Wird endlich in die Tat umgesetzt, was man in Sonntagsreden gerne behauptet, dass nur „gute“ Arbeit gewinnbringend ist und

es sich lohnt sich, in dieselbe zu investieren? Auf diesen Kurs müssten die Arbeitgeberverbände ihre Konsorten einschwören und jenen die Harke zeigen, die heute immer noch in ähnlicher oder gar noch schlimmerer Weise als bei Schlecker ihre Beschäftigten drangsalierten.

Ein solch katastrophaler Firmenzusammenbruch dürfte auch eine Bundesregierung nicht kaltlassen. Wo bleibt der Krisenstab? Man bräuhete längst ein wirksames Frühwarnsystem, um Arbeit vor Missbrauch zu schützen. In erster Linie um der betroffenen Menschen und ihrer Würde willen, die bei solchen Arbeitsbedingungen auf der Strecke bleiben. Und wenn dies zu viel verlangt ist, dann halt in drei Teufels Namen aus ökonomischen Kalkül heraus: Moderne Sklavenhäuser bleiben auf lange Sicht am Markt ohne Chancen, sie gefährden den so gern beschworenen Standort Deutschland. Doch statt einen „Rettungsschirm“ für menschenwürdige Arbeit zu entwickeln, lässt man der Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse weiterhin freien Lauf oder treibt sich gar noch voran. Sie gehört in all ihren Abarten quotiert und muss letztendlich ganz zurückgebaut werden. Sie führte zu einem gigantischen Wertezersfall der Erwerbsarbeit, wie ihn das skandalöse Niedriglohnsegment demonstriert.

Wann, wenn nicht jetzt wird endlich ein gesetzlicher Mindestlohn das desolate Lohngefüge in unserem Land nach unten abdichten? Wir haben Arbeit zweiter Klasse nicht nötig.

Ein Konzern, geführt wie eine Würstchenbude

Der Fall Schlecker lässt aber auch deutlich erkennen, dass Teile des Unternehmensrechts in die Mottenkiste gehören. Ein Konzern in dieser Größenordnung kann nicht wie eine Würstchenbude geführt werden, auch wenn der Inhaber Metzgermeister ist. Die Rechtsform des „eingetragenen Kaufmanns“ (e. K.) ist wirksam zu begrenzen. Ein Unternehmen dieser Größenordnung muss daher in eine andere Rechtsform übergeführt werden. Das Schicksal Zehntausender Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer an das unternehmerische Geschick eines einzigen Menschen zu binden, der nirgendwo sein Geschäftsgebaren offenlegen muss, geschweige denn Rechenschaft schuldig ist, grenzt an Wahnsinn. Umso mehr, als diese Rechtsform es erlaubt, über entsprechende Transfers das haftende Kapital in Sicherheit zu bringen und es seiner Sozialpflichtigkeit zu entziehen. Nicht zuletzt müssten auch die betriebliche und die Unternehmens-Mitbestimmung ausgebaut und fest verankert werden. Viel

zu spät und im Kampf gegen ständige Widerwärtigkeiten seitens der Unternehmensleitung kam es bei Schlecker zu Betriebsratswahlen. Betriebsräte bilden bekanntermaßen einen Schutzwall um die arbeitenden Menschen, sorgen im Rahmen allerdings sehr bescheidener Möglichkeiten für gerechte Bezahlung und menschenwürdige Arbeitsbedingungen. Damit nicht genug: erwiesenermaßen sind starke und gewerkschaftlich organisierte Betriebsräte und vor allem ihre Wirtschaftsausschüsse in der Lage, rechtzeitig wirtschaftliche Verwerfungen zu erkennen, um dann entsprechende Maßnahmen einzuleiten. Im Falle Schlecker war die Belegschaft jahrzehntelang ohne Stimme und der Willkür des Arbeitgebers ausgeliefert. Als endlich eine gesetzliche Arbeitnehmervertretung zustande kam, war es schon zu spät. Solange die Einleitung einer Betriebsratswahl wie bislang ausschließlich an die Initiative einer Belegschaft gebunden ist, wird sich daran nichts ändern. Mithilfe „psychologischer Kriegsführung“ werden gegenwärtig in dieser Republik tausendfach Betriebsratswahlen ver- oder behindert, indem man die Arbeitenden einschüchtert und bedroht. Daher muss die Wahl eines Betriebsrats endlich verpflichtend geregelt werden, sonst bleibt Arbeit schutz- und rechtlos.

Inzwischen ist die Schlecker-Kette schon beinahe abgewickelt. Kein Ende aber, was die Demütigung der Beschäftigten betrifft: die FDP boykottierte eine Transfer- und Auffangesellschaft. Damit stürzten die 26 000 ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von einem Tag auf den andern ungefedert in die Arbeitslosigkeit. Transfergesellschaften sind keine Wunderwaffen gegen die brutalen psychischen und materiellen Folgen der Arbeitslosigkeit, aber sie können deren Auswirkungen wenigstens dämpfen: Die Beschäftigten bleiben noch eine Zeit lang an Bord, sie können ihr kollegiales Miteinander bewahren und pflegen, und ihre Entgelte liegen oberhalb der Lohnersatzleistungen. Die Arbeit, die sie in diesen Gesellschaften verrichten müssen, ist traurig genug, nämlich ab- und aufzuräumen und dann das Licht auszumachen. Parallel dazu aber wird versucht, die Entlassenen beruflich weiterzuqualifizieren und sie vor allem in neue Arbeit zu vermitteln.

Den „Faktor Arbeit“ marktkonform machen

Dies alles schien den Gralshütern von „Marktwirtschaft pur“ obsolet. Der Markt, der universale Tausendsassa, regelt alles von sich aus. Nun hat er den Fleiß, das Können, die Kreativität Tausender ar-

beitswilliger und arbeitsfähiger Menschen auf null heruntergeregt. Dabei wäre es ja gerade marktkonform, den „Faktor Arbeit“, um einmal dieses schamlose Wort zu gebrauchen, den Erfordernissen des Marktes anzupassen, ihn also erneut „marktfähig“ zu machen. Diese schlichte Wahrheit begreift jedes Kind, die Marktideologen aber scheinen damit intellektuell überfordert. Von der sozialen und ethischen Verantwortung im Blick auf die Betroffenen ganz zu schweigen. Die sind nun um die letzte Hoffnung betrogen. Um wenigstens in Härtefällen ein wenig helfen und trösten zu können, haben Verdi und kirchliche Initiativen in diesen Tagen ein Solidaritäts-Konto eröffnet.

Der Fall Schlecker sollte auch alle Beschäftigten im Einzelhandel (und darüber hinaus!) wachrütteln! Sie müssen sich regen! Die schon fast legendären Schlecker-Frauen haben bewiesen, dass man mit Mut und mit der Kraft der Solidarität starre Strukturen aufbrechen und sich Mitsprache und Mitgestaltung erkämpfen kann. Dazu bedarf es allerdings des Schutzes einer starken Organisation.

Bleibt zum Schluss noch der Appell an uns alle als Konsumentinnen und Konsumenten. Fast unbewusst hat sich kapitalistisches Denken in unsere Herzen und Hirne

eingefressen. „Billig ist gut . . .“ – ein Aberwitz, den heute viele schon verinnerlicht haben. „Geiz ist geil . . .“ – ein eigentlich perveres Lustempfinden, als Parole jedoch gut genug, um für Billigheimer Stimmung zu machen.

Dass wir uns nicht missverstehen: das Preis-Leistungs-Verhältnis ist zweifelsohne ein wesentliches Kriterium für eine Kaufentscheidung. Es darf aber niemals nur das einzige sein, sonst produzieren wir Unrecht. Wir müssen bewusster wahrnehmen, woher die Ware stammt, unter welchen ökologischen und sozialen Bedingungen sie erstellt worden ist und vor allem, wie sie hierzulande vermarktet wird. Die notorischen Schnäppchenjäger schießen unbedingt gute Arbeit waidwund. Wer über ausreichend Einkommen verfügt, muss sein Konsumverhalten ändern und beim Einkaufsbummel auch ethische Grundsätze beachten.



Susanne Stiefel

Geboren 1957

Chefreporterin von „Sonntag Aktuell“ bis 2010, Buchautorin („Lebenskünstlerinnen unter sich“, Rowohlt-Verlag), Dozentin am IfP München und der Reportageschule Günter Dahl in Reutlingen, freie Autorin u. a. für „Brand eins“ und „Chrismon“, Mitglied der Reportageagentur „Zeitungsspiegel“.



Erschienen am 11. 8. 2012 in „Kontext: Wochenzeitung“

GEHT AB WIE SCHMIDTS KATZE

Christina Frank ist so etwas wie der Schutz- und Racheengel der Schlecker-Frauen. Denn wenn die Stuttgarter Gewerkschaftssekretärin etwas anpackt, dann richtig. Achtstundentage sind ihr dabei ebenso schnurz wie die Kleiderordnung bei Verdi, weshalb die engagierte Kämpferin im eigenen Haus nicht immer geliebt wird. Von den Schlecker-Frauen dafür umso mehr. Die bringen ihr dann schon mal Pralinen ins Büro, „weil du abgehst wie Schmidts Katze“.

An diesem Augusttag quillt ihr Postfach über. Der Computer teilt ihr mit, dass er nun wirklich keine Mails mehr annehmen kann. „Das regel ich später“, sagt Christina Frank und räumt einen Besucherstuhl frei. Später, das kann auch mal nachts um 3 Uhr sein, wenn kein Anruf sie mehr in ihrem kleinen Büro im Stuttgarter Gewerkschaftshaus stört, wenn kein Journalist mehr etwas von ihr wissen will und sie alle Schlecker-Frauen arbeitsrechtlich beraten hat, deren Ansprüche nicht erfüllt wurden oder die sich über das Arbeitsamt beschwerten. Oder die einfach nur getröstet werden müs-

sen. Seit der Insolvenz des einstigen Drogerie-Giganten aus Ehingen im März diesen Jahres kann die 57-Jährige von der gewerkschaftlich geforderten 37,5-Stunden-Woche nur träumen. Aber für Träume hat Christina Frank keine Zeit. „Ich bin das Nadelöhr“, sagt sie ruhig, „ich muss jetzt durchhalten.“ Der Mittelmeer-Kalender neben ihrem überfüllten Schreibtisch muss ihr derzeit als Urlaubersatz genügen. Christina Frank fühlt sich für „ihre“ Schlecker-Frauen verantwortlich, die sich übrigens selbst so nennen. Als Gewerkschaftssekretärin für den Einzelhandel hat

sie über Jahre für Betriebsräte und einen Tarifvertrag bei Schlecker gekämpft. Mit Erfolg. Sie ist von Filiale zu Filiale gereist, sie hat die Verkäuferinnen kennengelernt und sie davon überzeugt, eine Interessenvertretung zu wählen. Sie hat gegen übergriffige Vorgesetzte geklagt, „das war ein System von Bedrohung und Nötigung“, sagt sie. Von den rund 700 betroffenen Schlecker-Frauen im Bezirk Stuttgart sind 80 bis 90 Prozent bei Verdi organisiert. Darauf ist Frank stolz.

Eine untypische Gewerkschafterin

Doch sie weiß auch, dass dies eine Verpflichtung ist. Kürzlich ist ihr beim Stammtisch der Schlecker-Frauen im Gewerkschaftshaus eine ehemalige Verkäuferin aufgefallen, die mit versteinertem Gesicht dasaß, kein Wort sprach und ging, bevor sie sie ansprechen konnte. „Hast du mir ihre Nummer“, fragt sie am Telefon eine Kollegin, „ich hab Angst, dass sie aus dem Fenster springt.“ Christina Frank sieht hinter ihren Mitgliedern auch den Menschen.

Kollegen bescheinigen ihr, eine untypische Gewerkschafterin zu sein. Das ist oft nicht freundlich gemeint. Christina Frank ist keine Funktionärin, die nur in Mitgliederzahlen, Hierarchien

und Tarifstrukturen denkt. Die gelernte Diplompädagogin kümmert sich um jede dieser Frauen, egal, ob es um eine falsche Lohnabrechnung geht oder darum, dass bei manchen schon der Gerichtsvollzieher vor der Tür steht. Sie weiß, dass Tränen und Verzweiflung nicht am Telefon verhandelt werden können und nicht bei allen Fragen das Arbeitsrecht hilft. Dann lädt sie die Betroffenen ein in ihr Büro und verschiebt alles andere in die Nacht. Das Schicksal dieser Frauen ist ihr nicht gleichgültig.

Weniger wichtig sind ihr Vorgesetzte, mit denen sie seit Beginn ihrer Gewerkschaftstätigkeit vor vielen Jahren zuverlässig in Streit gerät. Nur mit Stuttgarts Verdi-Chef Bernd Riexinger hat sie sich immer gut verstanden. Der hat das Energiebündel laufen lassen, hat sie unterstützt und sich gefreut, wenn Christina Frank mal wieder bei Maischberger, Anne Will oder Maybritt Illner in der Talkrunde saß. Ihr unermüdliches Engagement für bessere Arbeitsbedingungen bei Ikea, Breuninger, H & M und nicht zuletzt für die Schlecker-Frauen hat sich bundesweit herumgesprochen.

Nicht jeder in ihrer Gewerkschaft beobachtet so viel Medienpräsenz mit Riexingers Gelassenheit. Neid ist auch unter Genossen kein Fremdwort.

Bei Anne Will bescheinigt: „ein gerüttelt Maß an Leidenschaft“ Zu Riexinger konnte Christina Frank noch abends ins Büro kommen, diskutieren, ob Entscheidungen richtig waren, Sorgen abladen und vor allem – neue Ideen ausbaldowern. Seitdem er den Job als Vorsitzender der Linken übernommen hat, ist Schluss mit diesem kreativen Gedankenaustausch, der sich nicht an Arbeitszeiten und Hierarchien orientiert. „Ich hoffe, dass er wieder zurückkommt“, sagt Christina Frank. Diese Frau kann jede Unterstützung brauchen.

Woher kommt diese Energie? Was treibt diese Frau an, die seit März fast Tag und Nacht arbeitet, die ihren Mann kaum sieht, der irgendwann schicksalsergeben stöhnte, „irgendwann fällst du tot um“? Da sitzt sie in ihrem kleinen Büro, wo sich die Papiere auf dem Schreibtisch und auf den Stühlen stapeln, wo das Bundesgesetzbuch, das Arbeitsrecht und der Erfurter Kommentar auf dem Fensterbrett stehen und das Familienbild die Zeit mit der Familie ersetzen muss – und lacht. „Ich hab mich schon immer verantwortlich gefühlt“, sagt Christina Frank, die mit vielen jüngeren Geschwistern aufgewachsen ist, „das ist so ein Vogel, den ich schon als Kind entwickelt habe.“ Ungerechtigkeit weckt ihren Ehrgeiz, und der Erfolg gibt ihr recht. „Ich bin

in der Lage, durch Stärke und strategisches Denken den Leuten zu zeigen, dass sie sich erfolgreich wehren können“, sagt sie. Bei Anne Will wurde ihr „ein gerüttelt Maß an Leidenschaft“ attestiert.

Diesen selbstbewussten Optimismus vermittelt sie auch den Schlecker-Frauen, die sie regelmäßig zum Stammtisch ins Gewerkschaftshaus einlädt, damit sie mit ihren Sorgen nicht allein bleiben. Draußen treibt ein heißer Sommerabend die Vergnügungssüchtigen auf die Partymeile in der Stuttgarter Theodor-Heuss-Straße, drinnen hat Christina Frank Apfelsaft, Kuchen und Experten von der Rentenversicherung organisiert, die über Reha-Maßnahmen aufklären. „Ihr habt gearbeitet bis zum Umfallen, ihr hab das verdient“, ermuntert sie die Frauen. Ebenso wie den gemeinsamen Wochenend-Ausflug an den Bodensee in den nächsten Tagen, den sie organisiert hat, damit die Frauen mal wieder rauskommen und etwas anderes sehen als die eigenen vier Wände.

Rund 30 Exverkäuferinnen sitzen um einen Tisch, erzählen teils mit Sarkasmus, teils wütend von ihren Erlebnissen mit dem Arbeitsamt: „Die halten uns dort für doof“, und tauschen ihre Erfahrungen aus mit Vorstellungsgesprächen, bei denen ihnen nicht selten der stolze Stun-

denlohn von knapp sieben Euro oder gar ein Praktikum angeboten wurde.

„Ich will nicht nur das Abwickeln begleiten“

Die gedämpfte Stimmung ändert sich, als Christina Frank für ihre neueste Idee wirbt. Als Gewerkschafterin kennt sie die Zahlen aller Schlecker-Filialen in ihrem Bezirk. Sie weiß, welche gut liefen. Sie erzählt von Bürgermeistern, die um den einzigen Laden im Ort kämpfen, sie kennt Vermieter, die auch zu geringeren Mieten bereit wären mitzumachen. Zunächst will sie fünf der aufgegebenen Filialen in einem Genossenschaftsmodell übernehmen, unter Regie der entlassenen Schlecker-Frauen. Die Frauen spitzen die Ohren, werden lebendig. „Komm, das machen wir gemeinsam“, sagt eine ältere Frau und stößt ihre jüngere Nebensitzerin in die Rippen. „Ich will nicht nur das Abwickeln begleiten, das ist nur destruktiv. Wir wollen gemeinsam mit den Frauen Alternativen entwickeln“, sagt Frank. Auch die Idee der Genossenschaftsläden ist übrigens an einem Abend in Bernd Riexingers Büro entstanden.

Christina Frank mag derzeit wirklich keine Zeit haben, aber sie nimmt sie sich. Ihre Haare stehen angriffslustig nach oben, auch wenn sie

müde aussieht. Doch ihre Stimme klingt ruhig, egal, ob mal wieder ein Anruf das Gespräch unterbricht, eine Kollegin wegen der angeforderten Praktikantin ins Büro schneit oder eine Schlecker-Frau in der Tür steht und ihr zu einer fehlerhaften Abrechnung eine Schachtel Raffaelo mitbringt, „weil du abgesch wie Schmidts Katze“. Dann lacht Christina Frank, räumt noch einen Stuhl frei, stellt die Pralinen auf den Schreibtisch und stöhnt, dass sie immer zunimmt, wenn sie viel Stress hat. Dann hört sie zu, erklärt, dass der Exverkäuferin noch vom Mai Geld zusteht. „Da muss ich klagen“, sagt sie und verschiebt die Sache mit dem überfüllten Postfach und den vielen Menschen, die zurückgerufen werden wollen, mal wieder in die Nacht.

Christina Frank ist sich sicher, dass sie den tollsten Job der Welt hat. „In welchem Beruf können Sie denn sonst noch die Realität verändern?“, fragt sie.



Erschienen am 15. 5. 2013 in „Kontext: Wochenzeitung“

WIR STARTEN DURCH!

Die Aufmerksamkeit der Medien war ihnen sicher: Den Drehpunkt-Projekten, die aus arbeitslosen Schleckerfrauen Unternehmerinnen und Nahversorgerinnen machen. Doch die Banken sitzen auf den Bürgschaften und die Politik hält sich vornehm zurück. Die Verkäuferinnen und die Gewerkschaft Verdi bleiben hartnäckig: „Wir starten durch“, sagen die Frauen mit kämpferischem Trotz.

Conny Heitzenröther trägt die Haarsträhne mit trotzigem Selbstbewusstsein. Grün leuchtet sie im grauen Haar, so apfelgrün wie der geschlossene Schlecker in Welzheim einmal leuchten soll, wenn sie und ihre zwei Mitstreiterinnen darin endlich ihren eigenen Laden aufmachen und die blauen Aufkleber abkratzen können.

Blau ist die Farbe des insolventen Drogeriemarkt-Giganten, der Conny Heitzenröther erst zur schlechtbezahlten Verkäuferin und mit seiner Insolvenz zur Arbeitslosen machte. Die Zukunft heißt Drehpunkt und ist apfelgrün. Doch noch dreht sich

nichts in Welzheim, weil die Banken sich Zeit gelassen haben mit der Bürgschaft. Die wiederum braucht es, damit aus dem EU-Fördertopf Gelder fließen können.

Dabei stecken die Welzheimerinnen voller Ideen, wie der Genossenschaftsladen einmal aussehen soll, den sie in Eigenregie und unterstützt von der Gewerkschaft betreiben wollen. Männer lassen sich in solchen Situationen eine Bart stehen, Conny Heitzenröther hat sich das Haar gefärbt. „Die Farbe bleibt so lange, bis wir unseren Laden aufmachen“, sagt sie an ihrem Info-Stand auf dem Welzheimer Frühlingsmarkt und bläst die grüne Strähne ent-

Susanne Stiefel

geschlossen aus dem Gesicht. Von der Verkäuferin zur Unternehmerin, da kann Kampfgeist nicht schaden. Geplant war, Mitte April zu eröffnen. Warten ist hart, wenn man voller Elan steckt.

Grün ist die Drehpunk – Hoffnung für Martina Bareiss.

Schleckerfrauen – fast wäre es das Unwort des Jahres 2012 geworden. Mit der Pleite des Ehinger Metzgermeisters Anton Schlecker standen zehntausende Verkäuferinnen auf der Straße. Nur wenige haben inzwischen Arbeit gefunden. Und so könnte das Baden-Württemberger Modell zum bundesweiten Exportschlager werden.

In Bietigheim haben die Kunden den Laden gestürmt

Auch in Bietigheim-Buch sah der Plan anders aus. „Heute haben unsere Kunden den Laden gestürmt“, sagt Marina Juhrich, lehnt sich zurück und lacht. Was soll's – die drei vom Drogeriemarkt, die keine Schleckerfrauen sein wollen, haben halt vor der offiziellen Eröffnung aufgemacht. Dass man flexibel sein muss, das haben Marina Juhrich, Birgit Schubert und Rosina Fuhrmann schon bei der überraschenden Schleckerpleite im vergangenen Jahr gelernt. Bei den unzähligen

Bewerbungen, die sie danach geschrieben haben und bei den prompt folgenden Absagen. Sie haben den alten Schleckerladen in Bietigheim bei Stuttgart gemietet, haben die Wände gestrichen, neue Regale aufgestellt und Waren bestellt.

Die Kunden haben sich am Schaufenster die Nase platt gedrückt, den Frauen beim Renovieren zugesehen. Jetzt wollen sie nicht länger warten, auch wenn die Regale erst halb gefüllt sind. Heute ist Wochenmarkt in der Siedlung und die Drogerievorräte zu Hause sind schon seit Wochen erschöpft. Sie haben den Verkäuferinnen die Treue gehalten, nun wollen sie einkaufen. „Ich habe Sie so vermisst“, sagt eine alte Frau, umarmt Rosina Fuhrmann, und legt erst danach Shampoo, Seife und Katzenfutter auf den Kassentisch. Der Kassiererinnen schießen die Tränen in die Augen. Sie dreht sich verstohlen weg. „Ich Sie auch“, sagt sie leise. Arbeit hat auch mit Würde zu tun. Nutzlos hat sich Rosina Fuhrmann nach der Schleckerpleite gefühlt, ausgerangiert und ohne Chancen, mit ihren 51 Jahren jemals wieder einen Job zu bekommen. Nun ist sie wieder da. In ihrem alten Laden, der nun zu einem Drittel ihr gehört. „Ich hab gute Laune“, verkündet Birgit Schubert, als sich alle im Kaffeezimmer treffen, das auch Lagerraum

und Büro ist. Die drei Frauen lachen.

Zusammen sind sie 169 Jahre alt, haben 47 Jahre bei Schlecker gearbeitet und sind zum ersten Mal in ihrem Leben selbstständig unterwegs. Marina Juhrich, 60 Jahre, klein und zäh und die Chefin im Ring. Rosina Fuhrmann, 51 Jahre, großes Herz, Verkäuferin mit Leib und Seele. Birgit Schubert, 58 Jahre, 40 Bewerbungen und 40 Absagen, eine Frohnatur, die sich nicht beirren lässt. Sie kennen sich, sie schätzen sich, sie kämpfen das gemeinsam durch: „Wir verstehen uns ohne Worte“, sagt Marina Juhrich, „ein Blick genügt.“ Drei Köpfe nicken.

Anwendungsverwendung hätte das Unwort des Jahres 2012 werden sollen

Die Verkäuferinnen aus Bietigheim und Welzheim gehören zu den 25 000 Frauen, die bundesweit als „Schleckerfrauen“ bekannt wurden, als der schwäbische Drogerie-Gigant im vergangenen Jahr Pleite ging. Die Politik versprach Hilfe. Doch eine Auffangesellschaft scheiterte ebenso wie der waghalsige Vorschlag von Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen (CDU), aus den Verkäuferinnen Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen zu machen. Die Arbeitsagenturen versprochen, sich um

die meist älteren Verkäuferinnen zu kümmern, bisher haben nur wenige einen Job gefunden. Und Wirtschaftsminister Philipp Rösler (FDP) sprach wenig einfühlsam von „Anschlussverwendung“, gerade so, als seien die Frauen eine kaputte Dichtung, die nur schwer irgendwo anders einzusetzen ist. „Anwendungsverwendung hätte das Unwort des Jahres werden sollen“, sagt Marina Juhrich, die den Wirtschaftsminister nur Fipps nennt.

Marina Juhrich war eine der ersten, die sich für das Ladenprojekt meldete. Das war im Spätsommer 2012, als Verdi die Schleckerfrauen ins Stuttgarter Gewerkschaftshaus einlud und Christina Frank die Ladenidee zum ersten Mal präsentierte. „Ohne Christinas Trost und Unterstützung hätten wir das alles nicht geschafft“, sagt Birgit Schubert. „Fragen Sie Christina“, sagt Marina Juhrich jedem, der mehr über dieses Genossenschaftsmodell wissen will.

Christina Frank, kurzes, wie elektrisiert hochstehendes Haar, Schnellrednerin und Energiebündel, ist Gewerkschaftssekretärin und so etwas wie der Schutz- und Racheengel der Ex-Verkäuferinnen im Schlecker-Imperium. Die Stuttgarter Verdi-Frau kämpfte einst bei Schlecker für Tarifverträge, Betriebsräte und anständige Arbeitsbedingungen. Später,

als die Drogeriemarktkette Pleite ging, beim Insolvenzverwalter dafür, dass ihre Frauen nicht leer ausgingen. Und noch später bei der Arbeitsagentur für eine anständige Behandlung der arbeitslosen Frauen. Doch weil die meist älteren Verkäuferinnen nur schlecht bezahlte oder gar keine Angebote bekamen, überlegte sie sich mit Verdi neue Wege.

Aus der Idee könnte ein Exportschlager Made in Baden-Württemberg werden

Als Gewerkschafterin weiß Christina Frank, welche der Schlecker-Läden gute Umsätze machten. Warum also nicht ganz gezielt die ausgucken, mit den Vermietern reden und die Läden in Eigenregie übernehmen? Das sichert zum einen die örtliche Nahversorgung und schafft zugleich Arbeitsplätze für die schwer vermittelbaren Frauen. Die Bürgermeister haben das schnell begriffen, nicht nur die in Welzheim und Bietigheim. „Inzwischen bekomme ich Anfragen von Gemeinden aus ganz Deutschland“, sagt Christina Frank. Aus der Idee könnte ein Exportschlager werden, made in Baden-Württemberg.

Christina Frank hat einen Verein zur Förderung der Nahversorgung gegründet, dessen Vorsitzende sie ist, als Dach für die einzelnen

Läden, sieben sind es inzwischen in Baden-Württemberg. Dieser Verein koordiniert vom Kassensystem über die Lieferanten alle gemeinsamen Aktivitäten und organisiert Bürgerversammlungen, um für die Idee des Tante-Emma-Ladens im Ort zu werben. In Stetten am kalten Markt hat der Musikverein eine Probe abgesagt und kam geschlossen zur Versammlung, um für den Dorfladen zu demonstrieren und allen Verhinderern den Marsch zu blasen. Der Name ist inspiriert von Herbert Grönemeyers WM-Song „Zeit, dass sich etwas dreht“.

Für Christina Frank heißt Drehpunkt: Gespräche mit Vermietern und Gemeinden, zähe Verhandlungen mit Banken, Trost für die Frauen, wenn es mal wieder nicht voran geht mit der Finanzierung. Die 57-jährige Gewerkschafterin fühlt sich für ihre Schleckerfrauen verantwortlich. Wenn die engagierte Kämpferin etwas anpackt, sind ihr Achtstundentage ebenso schnurz wie die Hierarchie bei Verdi, weshalb sie im eigenen Haus nicht von allen geliebt wird. Von den Schleckerfrauen dafür umso mehr. Dann bringt schon mal eine Pralinen mit in Franks Gewerkschaftsbüro, dessen Türen immer offen stehen, und überreicht sie mit den Worten: „Weil du abgehst wie Schmidts Katze.“

Tierische Power und Hartnäckigkeit

Über diese tierische Power sind auch die Welzheimer Drehpunkt-Frauen froh. Ohne den Trost von Christina Frank hätten sie die lange Wartezeit bis zur Finanzierung nicht durchgestanden. Dabei wollen die drei vom Welzheimer Drehpunkt endlich ihre Ideen umsetzen. Das wissen auch ihre Kolleginnen in Bietigheim. Früher haben sie konkurriert um das beste Ergebnis, heute arbeiten die Schleckerfrauen zusammen, um alle Läden zum Laufen zu bringen. „Gehen Sie nach Welzheim“, sagt Marina Juhrich, „die sind super kreativ.“ An diesem sonnigen Wochenende stehen die kreativen Welzheimerinnen auf dem Frühlingsmarkt des Luftkurorts. Sie wollen ihren Kunden und Unterstützern zeigen, dass sie nicht aufgegeben haben. Die Sonne scheint auf die hübsch verpackten Duschartikel und die Färbemittel, die die Frauen aus dem eigenen Geldbeutel bezahlt haben, damit sie beim Frühlingsmarkt wenigstens eine Kleinigkeit zu verkaufen haben. Die Luftballons für ihren Stand haben sie aus Erdmannhausen geholt, dem Drehpunkt-Pilotprojekt, manche Tipps von den Bietigheimer Frauen. Sie helfen und sie unterstützen sich. Auch das hat sich geändert seit Schlecker, wie so vieles in ihrem Leben.

In ihrer Zeitrechnung gibt es vor und nach Schlecker

Mitte April schon sollte der neue Drehpunkt in Welzheim aufmachen, der WDR hatte sich schon angekündigt. Doch sie mussten dem Fernsehteam absagen. „Wann macht ihr endlich auf?“, fragen die Flaneure auf dem Frühlingsmarkt. Und die Frauen erklären immer wieder dasselbe. „Ich könnte hier eine Platte auflegen“, scherzt Martina Bareiss, trotz allem guter Dinge und schlagfertig, die zweite im Welzheimer Bunde. Martina Bareiss, 51, Conny Heizenröther, 47, und Lea Weiss, 23, tragen heute alle Schattierungen von grün. „Kommisch, seit wir die Idee mit dem Drehpunkt haben, finde ich sogar noch Schuhe, die grün sind“, sagt Conny Heizenröther und zeigt auf ihre Sneakers.

Sie wollen einen Lieferservice einrichten für das örtliche Altenheim und für alte Mitbürger, die nicht mehr selbst einkaufen können. Im Laden selbst sollen örtliche Anbieter einen Stand mieten können, um dort ihre Produkte zu verkaufen. Und auch eine Sitzecke für Ältere und eine Spielecke für Jüngere haben die Welzheimerinnen geplant. Das alles erzählen sie beim Frühlingsmarkt. „Aber vor allem stehen wir hier, damit ihr seht, dass wir nicht mit euren Stützlis ab-

gehauen sind“, sagt Martina Bareiss und zwinkert. Die Zuhörer lachen.

Die Stützlis sind silberne Münzen, eine für 50 Euro. Sie sind eine Art zinsloses Darlehen, womit die Kunden nach drei Jahren in den Drehpunktläden einkaufen können. Abgeordnete haben schon welche gekauft, aber ansonsten sei die Unterstützung durch die Politik ausbaufähig, wie es Christina Frank in einer seltenen Anwendung von Diplomatie ausdrückt. 80 Stützlis haben die Welzheimerinnen gesammelt, 100 die Frauen aus Bietigheim, das bedeutet 4000 Euro beziehungsweise 5000 Euro Anschubfinanzierung. Rührende Szenen spielen sich bei den Bürgerversammlungen ab. Eine blinde Frau kommt vorbei, um einen Stützli zu erstehen, damit sie auch weiterhin im Ort einkaufen kann.

Im Welzheimer Häkelkreis, wo Conny Heizenröther und Martina Bareiss für ihren Laden warben, haben die Frauen gesammelt und das Geld zusammen geworfen, weil für Rentnerinnen 50 Euro nicht einfach so aus der Portokasse zu bezahlen sind. Am Schluss konnten sie sogar drei Stützlis kaufen. Die drei Frauen am Stand können viele dieser Geschichten erzählen. Sie brauchen sie, damit ihnen der Atem nicht ausgeht. Inzwischen haben

sie die Bürgschaft in der Tasche und können den alten Schleckerladen gegenüber der Welzheimer Kirche renovieren. „Endlich“, stöhnt Martina Bareiss erleichtert.

In ihrer Zeitrechnung gibt es vor und nach Schlecker. Egal ob in Bietigheim, Erdmannhausen oder in Welzheim, aber auch bei der Gewerkschaft verdi in Stuttgart. Sie mögen alle schlecht schlafen. Christina Frank in Stuttgart, weil die Gewerkschaftssekretärin unablässig über Bürgschaften nachdenkt, wie sie den Banken Dampf machen kann, und danach wie Dagobert Duck von seinen Talern von ihren Stützlis träumt. Marina Juhrich in Bietigheim, weil sich nachts das Gedankenkarussell um Kredite, Kassensysteme und Lieferverträge besonders schnell dreht.

Doch ganz gleich, ob man das Pilotprojekt in Erdmannhausen besucht, in Bietigheim vorbeischaut oder mit den Welzheimer Frauen spricht: Es ist weniger die Angst, die den Schleckerfrauen den Schlaf raubt als vielmehr die Aufregung, etwas Neues, eigenes zu machen, das Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, etwas zu wagen. „Wir sind von Schleckerfrauen zu Kampfweibern geworden“, sagt Marina Juhrich und blinzelt angriffslos über ihre Lesebrille, „jetzt starten wir durch.“



Wolfgang Brauer

Geboren 1957

Studium der Volkswirtschaft, Politischen Wissenschaft und Soziologie in Marburg und Heidelberg.

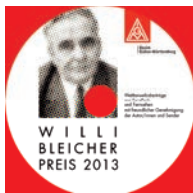
Bereits während der Schulzeit Mitarbeit bei Regionalzeitungen und bundesweit verbreiteten Zeitungen, speziell im Ressort „Wissenschaft und Technik“.

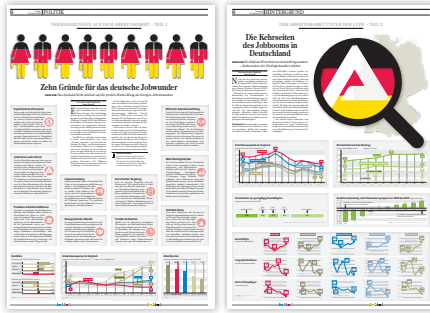
Seit 1980 Reporter und Autor beim Südwestfunk/Südwestrundfunk, ständiger Mitarbeiter der Sendung „Arbeitsplatz“ (früher „Aus Arbeit und Wirtschaft“).

Gesendet am 12. 5. 2012 in SWR1 - „Arbeitsplatz“

RAUS AUS DEM JOB, REIN IN DIE GRUNDVERSORGUNG

Sie finden den Hörfunkbeitrag auf der beiliegenden DVD oder unter www.willi-bleicher-preis.de





Erschienen am 15./23. 2. 2013 in der Heilbronner Stimme

VERÄNDERUNGEN AUF DEM ARBEITSMARKT / DER ARBEITSMARKT UNTER DER LUPE (1)

Zehn Gründe für das deutsche Jobwunder
Das Ausland blickt neidisch auf die positive Entwicklung des hiesigen Arbeitsmarktes

**Von unserem Redakteur
Jens Dierolf**

Es ist noch keine zehn Jahre her, da galt Deutschland als der kranke Mann Europas. Die Arbeitslosigkeit stieg auf neue Höhen. Im Januar 2005 musste der damalige Wirtschaftsminister Wolfgang Clement (SPD) fünf Millionen Erwerbslose rechtfertigen. Das vierte Gesetzespaket zur sogenannten Hartz-Reform war gerade in Kraft getreten und hatte zur Folge, dass viele Langzeitarbeitslose erstmals in der offiziellen Erwerbslosenstatistik auftauchten.

Das Bild heute, acht Jahre später, könnte kaum unterschiedlicher sein. Vom „German Jobwunder“ ist

inzwischen im Ausland die Rede, vom Krisengewinnler Deutschland. Während im vergangenen Jahr in der Eurozone die Erwerbslosenquote auf einen Höchstwert von etwa elf Prozent geklettert ist, sank der hiesige Erwerbslosenanteil laut europäischem Statistikamt auf rund 5,5 Prozent – auf einen positiven Rekordwert. 41,5 Millionen Menschen waren im vergangenen Jahr erwerbstätig – so viele wie nie zuvor.

In der Politik gibt es viele, die sich als Väter oder Mütter des deutschen Jobwunders sehen. Kanzlerin Angela Merkel (CDU) sprach vom Verdienst der besten deutschen Bundesregierung seit der Wiedervereinigung. Altkanzler Gerhard



Jens Dierolf

Geboren 1977

Jens Dierolf arbeitet als Schlussredakteur in der Politikredaktion der Heilbronner Stimme.

Er hat Politikwissenschaften, Pädagogik und Ethnologie in Freiburg und Mainz studiert. Es folgten Praktika beim ZDF und in verschiedenen Pressestellen.

Nach einer kurzen Lehrtätigkeit in einer berufsvorbereitenden Maßnahme für junge Erwachsene wechselte er ins Zeitungsgeschäft. Er ist verheiratet und hat eine Tochter und einen Sohn und lebt in Weinsberg bei Heilbronn.

Schröder (SPD) sieht noch immer die Agenda 2010 als Wegbereiter für die guten Arbeitsmarktdaten. Experten nennen verschiedene Gründe für die aktuelle Entwicklung, die wir hier aufzeigen.

Auch wenn in diesem Jahr mit einem leichten Anstieg der Erwerbslosigkeit gerechnet wird, gilt der deutsche Arbeitsmarkt als vorbildlich. Flexible Arbeitszeitmodelle oder die Kurzarbeiter-Regel finden weltweit Nachahmer. Galt vor Jahren für Deutschland noch die Faustregel: Erst bei einem Wachstum von drei Prozent ist ein Abbau der Arbeitslosigkeit möglich, ist dieser Formel heute nicht mehr gültig.

Exportwirtschaft brummt

Zwar musste auch die deutsche Exportwirtschaft im Krisenjahr 2009 herbe Verluste verbuchen. Doch im Unterschied zu vielen anderen Ländern haben die ausführenden Unternehmen hierzulande schnell wieder Tritt gefasst. Umsatzeinbußen etwa beim Geschäft mit Südeuropa konnten durch eine verstärkte Nachfrage aus China oder Amerika wettgemacht werden. Die mittelständisch geprägte Exportwirtschaft in Deutschland hat sich dabei als sehr anpassungsfähig erwiesen und konnte rascher als andere auf Marktveränderungen reagieren.

Arbeitslose unter Druck

Vor den Hartz-Reformen war stets vom verkrusteten deutschen Arbeitsmarkt die Rede. „Fordern und fördern“ lautete danach die Devise. Konkret hieß das auch: Der Druck auf Erwerbslose wurde erhöht, die Angst vor dem sozialen Absturz auf Hartz IV sorgt seitdem dafür, dass Erwerbslose bei der Annahme von Arbeit kompromissbereiter werden. Dass mehr Druck auf Arbeitslose in den Euro-Krisenländern die Situation dort entspannen würde, ist freilich eine Mär. Arbeitslose in Griechenland etwa erhalten nur ein Jahr lang Unterstützung. Danach geraten viele Hellenen in existenzielle Not.

Flexiblere Arbeitsverhältnisse

Zeitarbeit, geringfügige Beschäftigungsverhältnisse und befristete Arbeit nehmen in Deutschland seit Jahren zu. Auch wenn die sozialen Folgen unangenehm sind: Viele Unternehmen profitieren. In den Krisenländern ist der Arbeitsmarkt starrer und zweigeteilt: In Spanien etwa müssen sich jüngere Beschäftigte mit Zeitverträgen und geringen Einkommen durchschlagen, während die ältere Generation vor Kündigungen relativ sicher war. Die Regierung in Madrid hat deshalb Reformen zur „Lockerung“ des Arbeitsschutzes auf den Weg gebracht.

Lohnentwicklung

Inflationsbereinigt sind in Deutschland die Löhne in den vergangenen zwölf Jahren gesunken – im Gegensatz zu den allermeisten anderen EU-Staaten (siehe Grafik). Auch dadurch reduzierten sich die Lohnstückkosten im Vergleich zum EU-Ausland. Für Eurostaaten gab es keine Möglichkeit mehr, die Währung abzuwerten. So profitierte Deutschland auf dem Weltmarkt von vergleichsweise sinkenden Löhnen.

Demografischer Wandel

In einigen strukturschwachen Regionen Ostdeutschlands kamen in den vergangenen Jahren viele Arbeitslose ins Rentenalter und fielen deshalb aus der Statistik. Die Überalterung der Gesellschaft hat noch eine andere Folge: Die Arbeitgeber wissen, dass sie künftig auf Fachkräfte angewiesen sind und binden Beschäftigte stärker an ihre Unternehmen.

Kurzarbeiter-Regelung

Dass die deutsche Wirtschaft nach der Durststrecke 2009 schnell wieder in Fahrt kam, wird vor allem der ausweiteten Kurzarbeiter-Regelung zugeschrieben. Betriebe konnten in der Krise qualifiziertes Personal halten. Als sich die Auftragslage verbesserte, war dies ein entscheidender Wettbewerbsvorteil. Ähnliche Maßnahmen gab es etwa in Österreich – dem

Land mit der niedrigsten Arbeitslosenquote in Europa.

Flexible Zeitkonten

Ähnlich wie die Kurzarbeit ermöglichten Überstunden- und Arbeitszeitkonten Betrieben in Deutschland ein hohes Maß an Flexibilität. Als Aufträge wegbrachen, wurde dieser Arbeitszeit-Puffer ausgenutzt. Die Stammbesellschaft blieb erhalten. Kurzarbeit und Zeitkonten haben Hunderttausende Jobs gerettet, sagen Wirtschaftsexperten.

Effiziente Arbeitsvermittlung

Gerhard Schröder hatte die Bundesanstalt für Arbeit als seine „größte Baustelle“ bezeichnet. Die Arbeitsämter wurden fortan zu einer modernen Behörde umgebaut, die wie Unternehmen organisiert sein sollten. Die Heilbronner Agentur war dabei übrigens das erste „Arbeitsamt der Zukunft“. Für die Mitarbeiter wurden stärkere Leistungsanreize und Ziele ausgegeben, die Effizienz stieg. Langzeitarbeitslose werden in den neuen Jobcentern intensiver betreut. Die Arbeitsvermittlung in den südeuropäischen Krisenstaaten mag schlechter organisiert sein. Doch wo kaum Jobs sind, lässt sich schlecht vermitteln.

Mehr Niedriglohnjobs

Die Bundesrepublik hat den Niedriglohnsektor in den vergangenen Jahren massiv ausgebaut und subventioniert. Zwischen 2007 und 2011 erhielten Geringverdiener hierzulande mehr als 53 Milliarden Euro Hartz-IV-Leistungen. Sogar Vollzeitbeschäftigte, deren Einkommen unter dem Existenzminimum liegt, werden mit Milliardengeldern staatlich subventioniert. Die Einkommen der Betroffenen liegen oft nur minimal über den Hartz-IV-Sätzen. So macht Deutschland in manchen Branchen Niedriglohnländern etwa in Südeuropa Konkurrenz, kritisieren Gewerkschaften.

Statistik-Tricks

Dass ältere Arbeitslose oder Personen in Eingliederungsmaßnahmen nicht in offiziellen Erwerbslosen-Statistiken auftauchen, sehen viele als Beleg dafür, dass Daten geschönt seien. Das trifft zu, doch geschönt waren die Statistiken auch bereits zuvor. Eine spürbare Abnahme an Arbeitslosen ist auch ohne die veränderten Berechnungsgrundlagen feststellbar. Statistiken belegen aber auch, dass insbesondere die Zunahme prekärer Beschäftigungsverhältnisse für die positiven Gesamtzahlen verantwortlich ist. *jd*

VERÄNDERUNGEN AUF DEM ARBEITSMARKT

DER ARBEITSMARKT UNTER DER LUPE (2)

Die Kehrseiten des Jobbooms in Deutschland

Die Zahl der Erwerbslosen ist deutlich gesunken –
Insbesondere der Niedriglohnssektor wächst

**Von unserem Redakteur
Jens Dierolf**

Nichts hat den deutschen Arbeitsmarkt so nachhaltig verändert wie die Agenda 2010 und die Hartz-Reformen der rot-grünen Bundesregierung unter Kanzler Gerhard Schröder (SPD).

Der Erfolg der Reformen ist umstritten. Arbeitgeber verweisen auf die spürbare Reduzierung der Arbeitslosigkeit in Deutschland, auf die Flexibilisierung, die den Standort im internationalen Wettbewerb attraktiver machen. Richtig ist, dass die Zahl der Langzeitarbeitslosen in den vergangenen Jahren merklich abgenommen hat. Die Jobvermittlung gelingt schneller. Arbeitslose finden schneller den Weg zurück in einen Job. Europaweit zählt Deutschland zu den Ländern mit der geringsten Arbeitslosigkeit.

Unsicherheit

Gewerkschaften verweisen auf die Kehrseiten des Jobwunders: Viele neu geschaffene Stellen sind unsicher und schlecht bezahlt. Leiharbeiter, Mini- und Midi-Jobber

ersetzen reguläre Arbeitsplätze.

Bundesweit verdienen mehr als vier Millionen Menschen weniger als sieben Euro Brutto pro Stunde. Unter den geringfügig entlohnten Beschäftigten beträgt der Anteil derjenigen, die weniger als fünf Euro je Stunde verdienen, mehr als ein Viertel. Bei den Reallöhnen zeigt sich, dass sich die Schere zwischen Arm und Reich geöffnet hat. Während die unteren Einkommensgruppen in den Jahren 2000 bis 2010 hohe Kaufkrafteinbußen hinnehmen mussten, stiegen die Einkommen der Besserverdiener deutlich (siehe Grafik). Wir haben die zweischneidige Bilanz auf dem Arbeitsmarkt in Grafiken aufbereitet. Freilich haben nicht nur die Reformen auf dem Arbeitsmarkt, sondern es hat auch die gesamtwirtschaftliche Lage die Entwicklung beeinflusst.

Viele Länder folgen inzwischen dem deutschen Beispiel. Schon warnen Gewerkschafter vor einem Unterbietungswettbewerb bei den Löhnen und einer weite-

ren Flexibilisierung zu Lasten der Beschäftigten.

DER ARBEITSMARKT UNTER DER LUPE – TEIL 2

Die Kehrseiten des Jobbooms in Deutschland

ANALYSE Die Zahl der Erwerbslosen ist deutlich gesunken – Insbesondere der Niedriglohsektor wächst

Von unserem Redakteur
Jens Dierolf

N ichts hat den deutschen Arbeitsmarkt so nachhaltig verändert wie die Agenda 2010 und die Hartz-Reformen der rot-grünen Bundesregierung unter Kanzler Gerhard Schröder (SPD). Der Erfolg der Reformen ist unstrittig. Arbeitgeber verweisen auf die spürbare Reduzierung der Arbeitslosigkeit in Deutschland, auf die Flexibilisierung, die den Standort in internationalen Wettbewerbsmärkten attraktiver machen. Richtig ist, dass die Zahl der Langzeitarbeitslosen in den vergangenen Jahren merklich abgenommen hat. Die Jobvermittlung gelingt schneller. Arbeitslose finden schneller den Weg zurück in einen Job. Europaweit zählt Deutschland zu den Ländern mit der geringsten Arbeitslosigkeit.

Unsicherheit Gewerkschaften verweisen auf die Kehrseiten des Jobbooms: Viele neu geschaffene Stellen sind unsicher und schlecht bezahlt. Leiharbeiter, Mini-

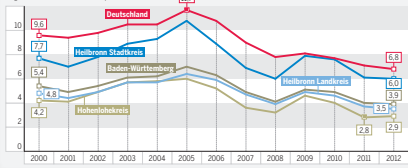
und Midi-Jobber ersetzen reguläre Arbeitsplätze. Bundesweit verdienen mehr als vier Millionen Menschen weniger als sieben Euro Brutto pro Stunde. Unter den geringfügig entlohnten Beschäftigten beträgt der Anteil derjenigen, die weniger als fünf Euro je Stunde verdienen, mehr als ein Viertel. Bei den Realloöhnen zeigt sich, dass sich die Schere zwischen Arm und Reich geöffnet hat. Während die unteren Einkommensgruppen in den Jahren 2000 bis 2010 hohe Kaufkraftverluste hinnehmen mussten, stiegen die Einkommen der Besserverdienenden deutlich (siehe Grafik). Wir haben die zweiseitige Bilanz auf dem Arbeitsmarkt in Grafiken aufbereitet. Freilich haben nicht nur die Reformen auf dem Arbeitsmarkt, sondern es hat auch die gesamtwirtschaftliche Lage die Entwicklung beeinflusst.

Viele Länder folgen inzwischen dem deutschen Beispiel. Schon waren Gewerkschafter vor einem Unterbietungswettbewerb bei den Löhnen und einer weiteren Flexibilisierung zu Lasten der Beschäftigten.



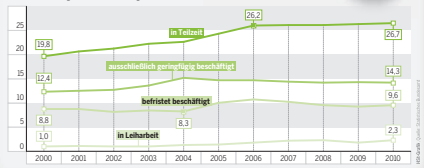
Arbeitslosenquoten im Vergleich

Angaben in Prozent der Erwerbspersonen



Normalarbeit auf dem Rückzug

Von allen Beschäftigten waren...



Stundenlohn von geringfügig Beschäftigten

Angaben in Prozent für das Jahr 2010



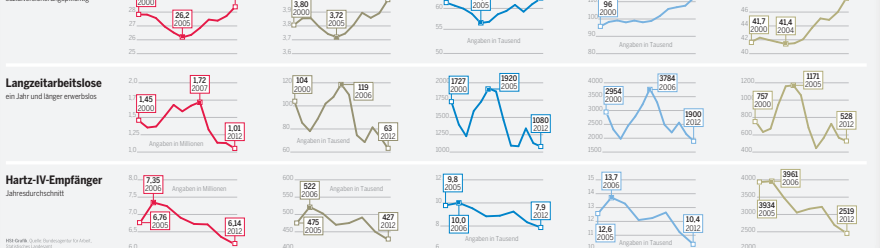
Reallohnentwicklung nach Einkommensgruppen von 2000 bis 2010

Angaben in Prozent



Beschäftigte

sozialversicherungspflichtig





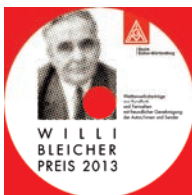
Claus Hanischdörfer

Geboren 1966 in Albstadt, sammelte er nach einer Ausbildung zum Industriekaufmann erste journalistische Erfahrungen bei der Südwest-Presse. Von 1990 bis 1995 studierte er im Fachbereich „Audiovisuelle Medien“ an der Hochschule der Medien in Stuttgart. Nach seinem Diplom-Abschluss arbeitete er vier Jahre als Redakteur im SAT. 1 Landesstudio Baden-Württemberg. Seit 2001 ist er Autor für Dokumentarfilme und Reportagen und ist überwiegend für die Fernsehsender SWR/ARD, ZDF und ARTE tätig. Seine Arbeiten wurden mehrfach ausgezeichnet. Als „fest Freier“ arbeitet er seit 2005 in den SWR-Redaktionen „Feature und Dokumentationen“ in Stuttgart, sowie „Kultur und Gesellschaft“ in Baden-Baden.

Gesendet am 24. 2. 2013 im SWR

WENIGER ARBEITEN, MEHR LEBEN – DIE KUNST DES MÜSSIGGANGS

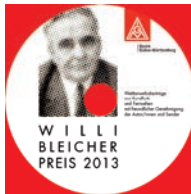
Sie finden den Fernsehbeitrag auf der beiliegenden DVD oder unter www.willi-bleicher-preis.de



Gesendet am 23. 7. 2012 im SWR

OPAS HEMD WIRD KULT – ARBEITERUNTERWÄSCHE MACHT WELTKARRIERE

Sie finden den Fernsehbeitrag auf der beiliegenden DVD
oder unter www.willi-bleicher-preis.de



Claus Hanischdörfer





Wolfgang Heyer

Mit der Auszeichnung „Journalist des Jahres 2011 in Österreich – Ressort Chronik“, beendete Wolfgang Heyer sein Engagement bei den Vorarlberger Nachrichten und machte sich als freier Journalist in der Region Bodensee-Oberschwaben selbstständig.

Seither widmet er sich mit viel Leidenschaft der lokalen Berichterstattung. Als Poetry Slammer schreibt der Ravensburger zudem ungewöhnliche Marketingtexte.



Erschienen am 16. 4. 2013 in der Schwäbischen Zeitung

FRÜHER UND HEUTE: STUDIEREN IN WEINGARTEN

Insider Christian Baumgartner blickt auf 22 Jahre studentisches Treiben zurück

Ravensburg – Partys mit den Sportfreunden Stiller, Arob und Max Herre. Studentendemonstrationen mit Trillerpfeife und echtem politischen Interesse. Studium mit Selbstbestimmung und Raum für kreative Entfaltung. Christian Baumgartner blickt auf 22 Jahre studentisches Treiben an der Hochschule und der PH in Weingarten zurück.

Das Studium

„Ob das Studium schwerer geworden ist? Nein, das glaube ich nicht, aber strafbarer. Die Inhalte sind zwar gleich geblieben. Aufgrund der veränderten Prüfungsordnung haben die Studenten allerdings kaum mehr Freiräume, sich kreativ zu entfalten. Ein Modul jagt das nächste, die Möglich-

keit, die eigenen Fühler in fremde Fachbereiche auszustrecken ist kaum mehr gegeben. Eigentlich sollte das Niveau durch die neuen Studienordnungen erhöht werden, meiner Ansicht nach hat es sich allerdings verschlimmbessert. Die Studenten haben jetzt weniger Zeit, haben fixe Vorlesungszeiten, können sich ihren Stundenplan nicht mehr selbst zusammenstellen und bekommen alles vorgekaut.“

Die Partys

„Früher gab es viel mehr Angebote für die Studenten. Es gibt kein Zwischenfest mehr, keine Tschüss-Party und im alibi haben wir uns auch nur noch auf die Basis-Feste konzentriert. Motto- und Karaokepartys hatten wir schon lange

nicht mehr, das hängt auch mit einem großen Personalaufwand zusammen. Früher gab es zudem Autorenlesungen, Liedermacherabende und coole Konzerte. Ich kann mich noch an eine Mensa-Party mit den Sportfreunden Stiller und an ein Hip-Hop-Festival mit Afrob und Max Herre erinnern. Beim letzten Innenhoffest im Jahr 2007 spielten auch Revolverheld und Karpatenhund auf. Es ist sehr schade, dass es das alles nicht mehr gibt. Darum wollen wir das teilweise auch wieder aufleben lassen und führen aktuell die ersten Gespräche. “

Das Ehrenamt der Studenten

„Anfangs bestand das alibi-Team aus 36 Personen, heute sind es noch 20 ehrenamtliche Studenten. Als die Studiengebühren eingeführt wurden haben wir gleich gemerkt, dass das Interesse an einem Ehrenamt spürbar nachgelassen hat. Dabei entgeht den Studis einiges, schließlich lernt man was für das Berufsleben und entwickelt sich persönlich weiter. Früher kamen auch gefühlt mehr Studenten von weiter weg, beispielsweise Lübeck oder Köln und die sind über das Wochenende auch in Weingarten geblieben. Heute pendeln die sogenannten Di-Do's (Studium von Dienstag bis Donnerstag) und engagieren sich wahrscheinlich im Verein zu Hause. “

Die Studis

„Ich behaupte, dass wir mit 21 Jahren etwas selbstständiger waren, wir haben vieles selbst in die Hand genommen. Aufgrund von G8 ist die jetzige Generation etwas kindlicher. Teilweise müssen die Eltern die Mietverträge hier unterschreiben, weil die Studis noch unter 18 Jahren alt sind. Dass die Studenten heute mehr trinken, als wir damals, glaube ich nicht. Wir haben es früher auch krachen lassen, aber wir waren halt noch nicht so viele Studis wie heute. “

Die Demonstrationen

„Die politische Seite der Studenten ist überhaupt nicht mehr existent. An die letzte Studentendemonstration kann ich mich fast nicht mehr erinnern. Wir sind Ende der Neunziger oft mit Trillerpfeifen, Transparenten und lautem Getöse durch die Fußgängerzone gezogen, um gegen Studiengebühren, die Schließung der Mensa oder verlängerte Vorlesungszeiten zu demonstrieren. Die jetzige Studentengeneration ist einfach nicht mehr so rebellisch und wüsste wahrscheinlich auch nicht, wofür aktuell demonstriert werden sollte. Aber wahrscheinlich sagen die Studis von heute das in 20 Jahren auch über die nächste Generation. “

Der Standort Weingarten

„Der Standort ist super. Im Vergleich zu anderen FH's und PH's sind die Studentenzahlen auch überschaubar. Überfüllte Hörsäle gibt es - wenn überhaupt - nur am Anfang des Semesters. Und die Lage hier ist einfach genial. Man ist schnell am Bodensee, gleich in den Alpen und in zwei Stunden in München und Stuttgart. Einzig das Parkplatzproblem gab es schon immer. Und es wäre schön, wenn die Stadt es den Studenten – falls es irgendwann wieder ein Innenhoffest geben sollte – bei der Genehmigung nicht so schwer machen würde. “

Die Wohnsituation

„Die Wohnsituation ist katastrophal. Ich bin mehrmals problemlos von einer WG in die nächste gezogen. Heute muss man froh sein, wenn man überhaupt einen Schlafplatz irgendwo bekommt. “

Das alibi

„Der Bierpreis hat sich im alibi seit 1999 nicht verändert. Ein Bier kostet nach wie vor 1,60 Euro, ehemals 3,20 Mark. Und wir haben jetzt eine Putzfrau. Als Gründungsmitglied hängt hier natürlich viel Herzblut drin. Viele Renovierungen und Mottopartys mit Sahneschlachten habe ich hier erlebt. Im Oktober gebe ich nach 15 Jahren Dienst mei-

nen Schlüssel ab und mache Platz für die Jungen, die die Geschicke mit neuem Elan leiten werden.“

Zur Person:

Christian Baumgartner studierte seit 1991 sowohl an der Hochschule Ravensburg/Weingarten (Elektrotechnik und Technik-Management) als auch an der PH Weingarten (1. Staatsexamen für Grund -und Hauptschule), ehe er 2005 sein Studium als Diplom-Wirtschaftsingenieur abschloss. Der Online-Marketing-Manager blieb dem studentischen Treiben als Gründungsmitglied des gemeinnützigen Vereins „alibi - studentischer Kulturverein“ im Jahr 1998 in unterschiedlichsten Funktionen, sowohl als Schriftführer, 1. und 2. Vorstand sowie als Kassierer treu. In den vergangenen 22 Jahren hat Baumgartner viele Studenten kommen und gehen sehen. Am 28. Oktober dieses Jahres will auch er nach genau 15 Jahren aktiver Mitgliedschaft abtreten: „Ich bleibe dem alibi aber als Gast erhalten.“



Erschienen am 27. 10. 2012 in der Stuttgarter Zeitung

MIT 57 ZUM GLÜCK GEZWUNGEN

Dettenhausen - Ein letztes Mal dreht Eva Dietz-Ruckh, die Fingernägel mit Sternen beklebt, das rechte Handgelenk bandagiert, den Schlüssel um. Sie hat die Rollläden heruntergelassen, den Kühlschrankstecker im Pausenraum gezogen, den Strom abgelesen, nur das mit den Fenstern, das ist ihr zu blöd. „Das sehe ich nicht ein, die Schaufenster klebe ich nicht ab“, sagt die Filialleiterin im schwäbischen Dettenhausen, und macht an diesem 29. Juni etwas, das sie noch nie gemacht hat. Sie ignoriert eine Anweisung ihres Arbeitgebers – das Fax mit den „letzten Maßnahmen bei Verkaufsstellenschließungen“, die penibel ausformulierte Anleitung zur Arbeitslosigkeit von tausenden Schlecker-Frauen. Die resolute Verkäuferin – mit den Tageseinnahmen in der Geldbombe unter einem Arm und der alten Rechen-

maschine unter dem anderen – ist eine von ihnen.

An dem Tag, als die einst größte Drogeriemarktkette Europas ihre Läden schließt, hat Eva Dietz-Ruckh rot geschwollene Augen hinter der sechseckigen Brille und nur wenig Hoffnung, dass sie jemals wieder eine Stelle finden wird. Sie ist 56 und damit schwer vermittelbar, sie nimmt täglich Schmerztabletten wegen der fortgeschrittenen Arthrose zwischen den Lendenwirbeln und ist als ehemalige Betriebsrätin nicht gerade die Wunschkandidatin vieler Chefs.

Die Pleite von Schlecker ist auch ihr Absturz, fürchtet Eva Dietz-Ruckh, und es kommt ihr nicht in den Sinn, dass ein Ende auch ein Neuanfang sein kann. Vor lauter Schlaflosigkeit und Zukunftssorgen kann sie nicht glauben, dass sie drei Monate später wie-

Christine Keck

geboren 1969, studierte in Tübingen und Dublin Politik, Deutsch und Englisch. Sie volontierte beim Schwäbischen Tagblatt in Tübingen. Von 2001 bis 2010 freie Mitarbeit bei der Stuttgarter Zeitung, Frankfurter Rundschau, Berliner Tagesspiegel sowie Focus, Playboy und andere Magazine. Schwerpunkt Sozialreportagen im In- und Ausland. Seit Juli 2010 Redakteurin beim Reportageressort Dritte Seite der Stuttgarter Zeitung.

der von Kunden angestrahlt wird, die ihr sagen. „Sie sind unsere Rettung im Dorf. Ein Glück, dass es Sie gibt.“

Nur knapp ein Drittel hat eine neue Stelle

So ergeht es längst nicht allen Entlassenen. Das Aus für Schlecker, einer der größten Konkurse der deutschen Nachkriegszeit, hat 23. 300 Mitarbeiterinnen den Job gekostet. 14. 000 sind noch auf Suche, nur knapp ein Drittel, gerade mal 7100, haben eine neue Stelle. Der Rest taucht in den Statistiken nicht mehr auf, hat sich abgemeldet – etliche, weil sie krank sind, andere, weil sie eine Rente beziehen.

Es war oft eine Zumutung als Filialleiterin bei Schlecker. In den elf Jahren hat Dietz-Ruckh einiges einstecken müssen. Einmal hat sie eine Abmahnung erhalten, weil sie ein dunkelblaues Geschenkband zu Ostern im Regal liegen hatte. „Die sagten, das wäre Weihnachtsware, und ich hätte es rausnehmen müssen.“ Richtig verletzt hat sie der Brief wegen ihrer Fehlzeiten, das war kurz nach einem Gespräch mit ihrer damaligen Bezirksleiterin. „Wir haben offen über meine Knieprobleme geredet, und dann kam dieses Schreiben. Die wollten mich am liebsten sofort loshaben.“ Sie hat

die Kränkungen ignoriert. Die demütigenden Kontrollen nach Ladenschluss, als die Bezirksleiterin wie ein Wachhund vor der Tür wartete und die Handtasche auf nicht bezahlte Ware überprüfte. „Die hat nie etwas gefunden“, seufzt Dietz-Ruckh und zieht den Handscanner über einen Lippenstift. Die Ware muss raus, am letzten Schlecker-Tag kostet alles 20 Cent, vom Babybrei bis zur Parfümflasche. „Wir haben ordentlich gearbeitet in unserem Laden“, sagt die Filialleiterin, „40. 000 Euro Umsatz im Monat auf 140 Quadratmetern, da hat alles gestimmt.“

Am letzten Schlecker-Tag muss alles raus

Mit dem Eintippen und dem Verabschieden kommt Dietz-Ruckh kaum hinterher. Das halbe Dorf schaut vorbei, um Tschüss zu sagen und noch ein Schnäppchen zu machen. „Gibt’s noch Katzenfutter?“ „Was kommt in den Laden rein?“ „Warum sind Sie eigentlich noch hier?“

„Weil ich dafür bezahlt werde“, sagt Dietz-Ruckh und schluckt die Tränen hinunter. Sie hat sich an der Kasse verschanzt, sackt hinter der schützenden Plexiglasscheibe in ihrem weißen Kittel zusammen. Die Leere setzt ihr zu. Wie mechanisch ver-

kauft sie Restposten. Die entzündete Rechte versucht sie zu schonen, im Ausverkauf musste sie tippen wie verrückt. Prothesenzahnbürste, Schwarzwurzelsamen in Tüten, WC-Papiersitz.

Um halb zwölf kommt ihr Enkel zu Besuch, wie er es immer nach der Schule macht. Ihr Ehemann Ewald holt sich vor der Spätschicht bei Daimler ein paar Socken ab und einen Liebesroman. Er hat in all den Jahren mitgeholfen, wo ein kräftiger Mann gefragt war, ohne Bezahlung. Er tauschte die Neonröhren aus und brachte sein Werkzeug mit, um die Preisschilder passgenau abzusägen.

Von Anton Schlecker, dem Ehinger Metzger, der es bis zum Drogerie-Milliardär gebracht hatte, ist nur ein heller Fleck geblieben. Ganz oben an der gelb gestrichenen Wand im Büro. „Da hing ein Porträt von Anton und Christa, das war Vorschrift“, sagt Dietz-Ruckh, „damit wir sie erkennen und begrüßen können, wenn sie unangemeldet in einem Laden auftauchen. Dann war Schlecker-Alarm.“ Das Foto landete im Altpapier, als klar war, dass die einst so erfolgreiche Drogeriemarktkette bald Geschichte sein würde.

Fast ein Dutzend Bezirksleiter hat die Dettenhäuser Filialchefin kommen und gehen sehen, die meisten mochte sie nicht. „Es herrschte ein Sys-

tem der Überwachung und Angst, was immer du von dir preisgegeben hast, es wurde gegen dich verwendet“, sagt Dietz-Ruckh. Mit der letzten Vorgesetzten, der „Frau Werdich aus Bayern“, raucht sie noch eine Zigarette, stehend im Büro. Frau Werdich ist kurz vor Ende der Schlecker-Ära hereingeschnitten, um der Filialleiterin auf die Finger zu schauen. Nein, die ausrangierten Regale dürfe sie nicht der Grundschule überlassen, die gehörten zur Insolvenzmasse. Und ja, das sei richtig: Die eine Briefmarke à 55 Cent, das EC-Gerät, die Bücher müssten in einem Karton an die Ehinger Zentrale geschickt werden. So habe alles seine Ordnung.

Fünf Tage später sitzt Eva Dietz-Ruckh nervös im Tübinger Arbeitsamt und hält sich an ihrer Mappe mit Unterlagen fest. Sie versteht nur die Hälfte, ihr schwirrt der Kopf vor lauter Formalitäten, die sie falsch machen könnte. Der freundliche Herr im kleinkarierten Hemd sagt: „Es sieht schlimmer aus, als es ist“. Dann rechnet er ihr vor, dass sie mit 959,70 Euro Arbeitslosengeld auskommen muss. Danach geht's weiter zur Beraterin, die davon spricht, dass die Uhr tickt. Dass jetzt die Chance am größten wäre, vermittelt zu werden. Die aber auch sagt, dass Eva Dietz-Ruckh im Verkauf vermutlich nur eine wesentlich schlechter

bezahlte Stelle als bisher erhalten könne. Bei Schlecker gab es Tarif, im Schnitt 13,52 Euro auf die Stunde, das haben sie sich hart erkämpft in einem Unternehmen, in dem Betriebsräte als Bedrohung galten und das Gründerpaar Anton und Christa Schlecker einen Strafbefehl wegen Betrugs erhielt, weil sie eine tarifliche Entlohnung jahrelang vorgegaukelt hatten.

Der Horror des Ausverkaufs verfolgt Eva Dietz-Ruckh

Der Rücken macht ihr schon lange zu schaffen. Ein ärztliches Gutachten soll klären, ob Eva Dietz-Ruckh überhaupt noch schwere Lasten heben kann, wie es ist mit stundenlangem Sitzen. „Ich habe Angst, dass ich nicht durchhalte in einem großen Einkaufsmarkt“, sagt die 56-Jährige. „Es gibt jüngere, die sie vor mir nehmen.“ Mit einer unterschriebenen Zielvereinbarung und dem Ratsschlag, „sich nicht aufs Büro zu versteifen“ wird Dietz-Ruckh verabschiedet. „Ich muss das erstmal verdauen“, sagt sie und erzählt bei einer Marlboro vor dem Arbeitsamt von ihrem Albtraum. Der Horror des Ausverkaufs verfolgt sie im Schlaf. Sie steht zwischen leeren Regalen und weiß nicht, was tun. Hilflös und ausgeliefert, allein im Neonlicht. Bis sie endlich aufwacht.

Arbeitslosigkeit zerrt an den Nerven. Die Fenster hat Eva Dietz-Ruckh geputzt, den Keller entrümpelt. Die Enkel hat sie verwöhnt, wo es ging. Ihren Freundinnen beim Spieleabend erzählt sie, dass sie vom Arbeitsamt bisher nur einziges Angebot erhalten hat: als Servicekraft in der Tübinger Unikantine. Zwei Mal versuchte sie es persönlich bei Rewe, beide Male erfolglos. Auch die zehn Bewerbungen auf Stellen im Internet brachten nichts.

Der Frust lässt sich am besten unter Gleichgesinnten loswerden, beim Treffen der ehemaligen Schlecker-Frauen. Es ist der erste Montag im Oktober, ein Hotel im Metzinger Industriegebiet – und die Stimmung ist gereizt, als Eva Dietz-Ruckh ankommt. „Arsch putzen oder Kindergarten, das mach ich nicht“, sagt eine 50-Jährige, die sich über ihre Fortbildung ärgert. „Und das nach 30 Jahren im Verkauf.“ Eine andere zieht ein Schreiben vom Insolvenzverwalter aus der Handtasche, das sie nicht versteht. „Das heißt, dass wir nichts mehr kriegen“, erklärt ihr die Nebensitzerin. Die meisten der Frauen am Tisch haben keinen neuen Job, dafür aber Gezerfe mit dem Ehemann, weil sie viel mehr Zeit zu Hause verbringen. Hickhack mit dem Arbeitsamt und eine Wut auf alle Arbeitgeber, die Bewerbungsmappen nicht zurückschicken.

Wenig Verdienst, viel Einsatz

Als Eva Dietz-Ruckh gerade zu glauben beginnt, dass sie wirklich kaum vermittelbar sei, geschieht das Unerwartete. Der Dorfladen im Nachbarort Neuweiler sucht zum Jahresende eine neue Chefin, die bisherige will aufhören. Die Eckdaten klingen gut: 75 Quadratmeter, grün-weiße Markise und eine zuverlässige Stammkundschaft. „Das wäre das Richtige“, sagt Eva Dietz-Ruckh und trifft die Betreiberin.

Die beiden Großhandelskauffrauen sind schnell beim Du, beide Schwäbinnen, Profis im Verkauf und umgeben von familiären Helfern, ohne die ein Dorfladen nie funktionieren würde. Wenig Verdienst, viel Einsatz, das ist das Grundprinzip. Das könnte klappen mit der Übergabe. Wenn die Volksbank die billige Miete nicht erhöht, wenn Eva Dietz-Ruckh nicht der Mut verlässt, sich selbstständig zu machen. Ihr eigenes Ding, mit mittlerweile 57. „Ich habe es ganz genau durchgerechnet“, sagt sie, „die Tina hat mir die Bücher gezeigt, die spielt mit offenen Karten. Das mache ich.“

Im Dorfladen, wo es Briefmarken gibt und eine Abgabestelle für dreckige Wäsche, wo die Alten jederzeit willkommen sind und auf der angebauten Terrasse ihr zweites Zuhause haben, freuen sich alle über die Rettung

des einzigen Geschäfts im Ort. Die 400-Euro-Kraft und der Apfellieferant, die Schüler, die es auf die Süßigkeiten abgesehen haben und Gerlinde mit der Krücke und der Stofftasche. „Wie heißt du?“, fragt sie die Neue und zieht sich schwerfällig am Geländer hoch.

Ob der Bäcker der gleiche bleibt, will die Rentnerin von Eva Dietz-Ruckh wissen. Ob sich die Schlecker-Frau schon gut eingelebt hat? Gerlinde trinkt an der Kühltruhe einen kräftigen Kaffee, damit der Blutdruck steigt und der Schwindel verschwindet. „Ich kauf hier alles, ich hab ja kein Auto“, sagt sie und erzählt, von der Thrombose, die sie quält, und dass der Fuß beinahe hätte wegmüssen. Sie reicht ihren Geldbeutel vertrauensvoll rüber zur Kasse, lässt sich gerne die Einkäufe heimtragen. „Nimm raus, was es kostet.“



Erschienen am 3. 5. 2012 in der Stuttgarter Zeitung

DER HERR FELDE FINDET DAS GLÜCK

In Villingen-Schwenningen repariert ein Russlanddeutscher Schuhe, Taschen, Uhren und so manche Seele.

Baba Ali sitzt in Strümpfen auf dem Schemel mit dem weißen Lederbezug. Der Türke, Anfang 70, grauer Oberlippenbart und Schiebermütze, kommt jeden Tag auf seinen Gehstock gestützt in die Färbergasse Nummer 4 in der Innenstadt Villingens.

Es ist kurz nach zehn. Er hat viel Zeit, jetzt, da seine Frau gestorben ist. Baba Ali wartet auf seine dunkelbraunen Slipper. Er lässt sie polieren von der Hardo-Ausputzmaschine. Manchmal hat Großvater Ali auch eine richtige Arbeit für Wilhelm Felde. Eilig hat er es nie, das ist so gewiss wie sein täglicher Besuch. Meistens kommt er für einen Schwatz in das Geschäft des Schuhmachers. Der Herr Felde, muss man wissen, ist in Villingen mehr als nur ein Schuster. Er ist eine Institution. Eine Kundin, konservative End-

fünfziglerin, betritt Wilhelm Feldes Laden. „Ich habe da einen Schuh gekauft. . . “ (zeigt einen Damenschuh) – „Nur einen?“ – Kundin (versichert): „Nein, schon zwei. . . “ – „Und?“ – „Er drückt. . . “ – „Mache wir da die Welt größer – oder halt die Schuh? – „Die Schuhe. . . oder?“ – „Also gut, die Schuh!“

Wilhelm Felde, 48 Jahre alt, Russlanddeutscher. Geboren und aufgewachsen am Rande von Bischkek, der Hauptstadt von Kirgisistan. Katharina die Große hat seine Vorfahren Ende des 18. Jahrhunderts an der Wolga angesiedelt. Stalin hat sie nach Sibirien deportieren lassen. Danach kamen sie nach Kirgisistan, das im Südosten an China grenzt. Wilhelm hätte gern studiert, Maschinenbau oder Elektronik, darin war er gut. Dann lernte er doch Schuhma-

Wolfgang Messner

Geboren 1963; 1986-1993 Studium der Geschichte, Politik und Germanistik in Freiburg und Wien.

Journalistische Tätigkeit seit 1981 (Schwarzwälder Bote); 1984 bis 1986 Volontariat beim Badischen Tagblatt. 1987/88 freier Reporter für den Südwestfunk Baden-Baden. 1993/94 Süddeutsche Zeitung in München. Ab September 1994 Regionalreporter beim Badischen Tagblatt; nebenbei Mitarbeit u.a. für Welt, taz und Stuttgarter Zeitung. Seit Februar 2002 Korrespondent der Stuttgarter Zeitung für die Region Oberschwaben/Bodensee. Mitglied im Netzwerk Recherche und bei Investigativ.ch

Diverse Buchveröffentlichungen und Auszeichnungen.

cher, wie sein beiden Großväter und die Brüder.

Eine Zulassung zum längeren Schulbesuch und Studium war für Russlanddeutsche schwer zu bekommen. Die Armee aber hat den 1,64 Meter kleinen Gefreiten schon gebrauchen können. Aber nur im Straßenbau. Und als Schuhmacher.

Im Jahr 1990 kommt die Familie mit der großen Ausreisewelle in den Schwarzwald, wo schon Verwandtschaft ist. Felde findet Arbeit bei Mister Minit in einem Einkaufszentrum. Nach ein paar Jahren hat Felde seinen eigenen Laden. Das Geschäft in der Villingen Färbergasse hatte leer gestanden und war ihm angeboten worden. Felde verschuldet sich, kauft die Maschinen zusammen, gebraucht natürlich. Darunter ist auch die 60 Jahre alte Adler-Industrienähmaschine, auf der er gerade mit schwarzem Garn einen Reißverschluss an einem Damenschuh flickt.

Felde repariert Schuhe, Taschen, und wenn es sein muss, flickt er auch die Schiebermütze von Baba Ali. Er kann nicht Nein sagen, wenn die Leute mit ihrem abgetragenen Fußwerk kommen, und sei der Fall noch so hoffnungslos. Das hat sich herumgesprochen. Felde klebt auch Bommel an Ballerinas und näht neue Henkel an alte Rucksäcke. Felde fräst auch

Schlüssel und setzt Batterien in Uhren ein. So wie damals bei Mister Minit. Wenn ein Zeitmesser mal nicht laufen mag, macht er ihn wieder heile. Und hört sich nebenbei an, wo den Kunden sonst noch der Schuh drückt.

Wer mag, darf auch abledern. Über das Wetter, die Politik oder das Leben überhaupt. Denn der Mensch will reden. Wenn nicht, bringt Felde ihn dazu. Der Werkstattphilosoph hört jedermann und jeder Frau aufmerksam zu und gibt ein freundliches Wort, einen lockeren Scherz oder einen Wahlspruch mit in ihren Tag. Manchmal lässt Felde einen absichtsvollen Ausländerdeutsch-Singsang erklingen. Dann wieder lässt er ein paar Brocken Türkisch einfließen. Das hat der Russlanddeutsche in seiner alten Heimat aufgeschnappt. In Kirgisistan gehören zwei Drittel der Einwohner den Turkvölkern an. So wechseln sich tiefgründige Psychologien mit belanglosem Alltagsschwatz ab, blitzen perlen-de Aperçus und weltweite Werkstattweisheiten auf und verlöschen wieder. Vermutlich weiß er es gar nicht, aber Wilhelm Felde betreibt auch einen Reparaturbetrieb für die Seele.

Die Naht ist fertig. Die Kundin will zahlen. „Was macht das?“ – „Zwei Euro.“ – „Nur so viel? Nicht mehr?“ – „Wollen Sie mehr zahlen?“ – Nein, nein, aber es ist so billig. “ –

„Also gut, zwei Euro.“

Felde wirft das Geld in die Kasse, wo Zangen, Locher und Lederreste für den nächsten Einsatz bereitliegen. Er könnte mehr verlangen. Aber dann würden vielleicht Kunden wegbleiben. Er hat lieber den ganzen Tag zu tun. Morgens um neun kommt er, um sechs abends sperrt er zu. Von eins bis zwei ist Mittag. Manchmal, wenn er zu viel geschwätzt hat mit der Kundschaft, muss er abends ein oder zwei Stunden dranhängen und Liegegebliebenes aufarbeiten. 50 Kunden kommen am Tag. Das heißt, früher war das so. Doch seit Herr Felde bekannt geworden ist, werden es immer mehr. Fast drei Dutzend sind es allein zwischen zehn und zwölf.

Felde macht ganz, was andere kaputt machen. Seine Arbeit stört die Gesetze des Marktes. Denn Altes soll auf den Müll, damit Neues gekauft werden kann. Feldes Arbeit ist, wenn man so will, ein Statement gegen die materialistische Warenwelt, ein Auflehnen gegen die nihilistische Wegwerfgesellschaft. Hier hat das Ding an sich noch einen Wert an sich.

Felde sagt, er könne nicht anders. Früher, unter den Sowjets, hatten sie immer improvisieren müssen. Felde repariert auch seine Autos ganz allein. Der 14 Jahre alte Chrysler Voyager, der mit

235 000 Kilometern noch nicht den Geist aufgeben will, hat noch nie einen Automechaniker gesehen. „Mache mer alles selbst.“ Wie in Kirgisistan, wo es keine Ersatzteile gab und man sich alles zusammenschweißen musste. „An Schuhen hatten alle drei Paar – mehr nicht. Alle vom Schuster angefertigt. Wenn sie kaputt waren, brachte man sie wieder zum Schuster.“ Da kam nichts weg.

Auch im kapitalistischen Westen gibt es genügend Frauen, die sich nicht von ihren krumm gelaufenen Ballerinas oder abgebrochenen Pumps trennen können. Oder von den ausgefranzten Sandaletten, den ramponierten Stiefeletten. Auch Männer hängen an den uralten, rissigen Wander-, den aufgerissenen Turn- oder den abgelauenen Halbschuhen. Wer sie vor dem Mülltod retten will, der kommt zu Felde. Zurückgewiesen werden nur die völlig aussichtslosen Fälle.

Selbst für den ausgelatschtesten Treter weiß der Meister einen Weg der Heilung. Gerade erst hat er einem gedämpften Turnschuh, dem die Luft ausgegangen war, wieder neues Leben eingehaucht. Und einer angejahrten Dame hat er mit dem neuen Absatz für ihren Orthopädiehalbschuh neue Standfestigkeit verliehen. Zudem hat er der Discogängerin, die mit einem abgebrochenen Absatz ankam,

die Nacht gerettet. Die reparierten Paare stehen für die Kunden Spalier. An die fünfzig warten aufgereiht links der Theke auf die Abholer. Weitere Dutzend befinden sich im Lager.

Eine Mittzwanzigerin mit langem Haar will ihre Stiefel reparieren lassen. „Ich hab aber kein Geld“ (sie meint: „kein Geld dabei“) – „Wenn Sie kein Geld haben, müssen sie ein bisschen singen für mich.“

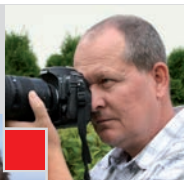
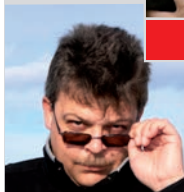
„Traurig sein bringt nichts“, lautet Feldes Credo. Seine Auffassung vom Schustermetier als fröhliches Handwerk hat ihm Kundschaft aus dem ganzen badischen Villingen und selbst aus dem ungeliebten württembergischen Stadtteil Schwenningen eingebracht. Das mag auch daran liegen, dass Felde eine Art regionaler Filmheld geworden ist. Irgendwann hatte der Filmemacher und SWR-Hörfunkredakteur Klaus-Peter Karger von dem Schuhmacher erfahren und bald danach einen 55-minütigen Dokumentarfilm begonnen. „Herr Felde und der Wert der Dinge“ lautet der Titel. Felde hat sich erst ein wenig gesträubt, dann aber doch mitgemacht.

Der von der baden-württembergischen Filmförderung geförderte Streifen ist schon mit großem Erfolg in den regionalen Kinos in Villingen-Schwenningen, Triberg, Offenburg und Rottenburg gelaufen. Vom 23. Mai an ist

er in Esslingen, vom 7. Juni an in Freiburg und vom 22. Juni an in Pforzheim zu sehen. Davor wird er noch bei einem Festival im sächsischen Zittau, der Partnerstadt Villingen-Schwenningens, gezeigt. Es handelt sich um eine Art filmische Miniatur, eine Art Kammerspiel, bei dem sich die Kamera auf Felde und seine Kundschaft konzentriert. Der SWR-Filmkritiker Herbert Spaich nennt den Streifen ein kleines Meisterwerk. Karger sei, ohne dem Protagonisten zu nahe kommen, ein „immer respektvoller Blick auf einen ungewöhnlichen Menschen“ gelungen.

Baba Alis Slipper sind jetzt blitzblank geputzt. „He, Baba Ali, Schuhe sind fertig“ – „Was du willst habe?“ – „Danke, nix.“

Ist der Herr Felde ein Solitär? Wird es einen wie ihn noch lange geben? Oder stirbt sein Metier aus? Felde ist Vater von fünf Kindern, aber ein Nachfolger ist nicht in Sicht. Seine älteste Tochter studiert Jura. Bei den anderen wird man sehen, sagt er. Was er sich vom Leben wünscht? Geld, Glück, Ruhm? „Nichts, danke, hab alles, was ich brauche. Kinder, Frau, alles schon da.“ Das Glück, soll das uns wohl sagen, ist immer da. Man muss es nur erkennen.



Peter Hageneder

arbeitet seit über 20 Jahren als Pressefotograf für örtliche und überregionale Zeitungen und Zeitschriften. Außerdem ist er Spezialist für Landschafts- und insbesondere Panoramafotografie.

Joachim Ostowski

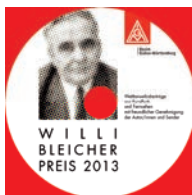
hat Betriebswirtschaft studiert und arbeitet seit Anfang der 1990er Jahren als Texter und Lektor für Verlage, Künstler und Unternehmen. Seit mehr als sechs Jahren arbeitet er zudem als freier Journalist für örtliche und überregionale Publikationen.

Hageneder und Ostowski sind Inhaber der neu gegründeten H₂O media UG, die die bisherigen Geschäftsbereiche des freien Pressebüros ostalb-presse.de übernommen hat und als Verlag unter anderem das regionale Online-Magazin www.ostalb.net herausbringt.

Veröffentlicht am 30. 7. 2012 auf der Internetseite der IG Metall Schwäbisch Gmünd

IG METALL DEMONSTRATION BEI TRIUMPF IN HEUBACH

Sie finden den Fernsehbeitrag auf der beiliegenden DVD oder unter www.willi-bleicher-preis.de

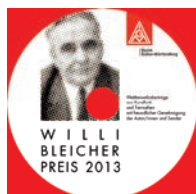




Gesendet am 13. 5. 2013 in der ARD

HUNGERLOHN AM FLIESSBAND – WIE TARIFE AUSGEHEBELT WERDEN

Sie finden den Fernsehbeitrag auf der beiliegenden DVD
oder unter www.willi-bleicher-preis.de



Jürgen Rose Claus Hanischdörfer

Jürgen Rose, 1962 in Mannheim geboren, ist seit über 20 Jahren im Hause SDR/SWR tätig, u. a. in der Redaktion „ZUR SACHE BADEN-WÜRTTEMBERG“.

Parallel dazu hat er in den vergangenen Jahren das zeitgeschichtliche Sendeformat „ICH WAR DABEI!“ entwickelt und betreut.

Claus Hanischdörfer, geboren 1966 in Albstadt, ist Autor für Dokumentarfilme und Reportagen und ist überwiegend für die Fernsehsender SWR/ARD, ZDF und ARTE tätig. Seine Arbeiten wurden mehrfach ausgezeichnet.

Als „fest Freier“ arbeitet er seit 2005 in den SWR-Redaktionen „Feature und Dokumentationen“ in Stuttgart, sowie „Kultur und Gesellschaft“ in Baden-Baden.



Heike Scherbel

1971 in Bad Homburg v. der Höhe geboren, studierte nach dem Abitur an einem humanistischen Gymnasium Rechtswissenschaften in Tübingen und Madrid. Nach dem Ersten und Zweiten Juristischen Staatsexamen kam sie über ein SWR-Praktikum schließlich zum Journalismus. Sie absolvierte dann ein Volontariat und arbeitete im Anschluss seit 2003 für verschiedene Fernseh-Redaktionen des SWR, zuletzt ausschließlich für die Wirtschaftsredaktion.

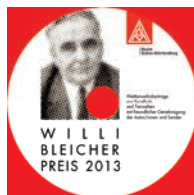
Heike Scherbel ist verheiratet und hat zwei Töchter. Momentan ist sie in Elternzeit und beabsichtigt, im nächsten Jahr wieder journalistisch zu arbeiten.



Gesendet am 20. 6. 2012 im SWR

FLUGHAFENBESCHÄFTIGTE

Sie finden den Fernsehbeitrag auf der beiliegenden DVD oder unter www.willi-bleicher-preis.de





Erschienen am 11. 7. 2012 in der Stuttgarter Zeitung

BOHRHAMMER FÜR LUXOR

Die Esslinger IG Metall errichtet mit Hilfe der Wirtschaft eine Ausbildungswerkstatt in Ägypten. Kopf des Projekts ist der 57-jährige Sieghard Bender.

Männer lieben es, eine Bohrmaschine in der Hand zu halten. Sie gibt ihnen das Gefühl, gebraucht zu werden und stark zu sein. Da denkt der Ägypter kaum anders als der Deutsche. Folglich drängeln sich gut 40 Lehrer der technischen Oberschule in Thoth neugierig um den IG-Metaller Sieghard Bender, als er feierlich die Handwerkerkoffer öffnet und die ersten Männlichkeitssymbole aus schwäbischer Produktion auspackt. Sie recken die Hälse und strecken die Arme, um die nagelneuen Profimaschinen zu berühren – und sie klatschen begeistert, als der Gast dem Schulleiter das erste Exemplar in die Hand drückt.

Der Bohrhammer und die zwei Akkuschauber sind ein bescheidener Anfang.

Doch nun erkennen die Männer: der Gewerkschafter aus dem ihnen unbekannten Esslingen meint es ernst mit der Bereitschaft, an der Odaisat Industrial Secondary Schule die „Ausbildungswerkstatt Luxor“ aufzubauen. Sie wirken so freudig erregt, als seien sie die Schüler – nicht die Lehrer. „Die nehme ich“, reklamiert der Direktor die erste Maschine für seinen Bereich. Da muss Bender einschreiten. „Nichts da“, befindet er. „Die sind alle für eure Werkstatt.“

Wer will den Lehrern ihre Begehrlichkeiten verdienen? In ihrer Werkstatt stehen eine uralte bulgarische Drehmaschine, Abkantbänke zum Biegen von Blechen und Hobelmaschinen, wie man sie in Deutschland vor drei



Matthias Schiermeyer

Geboren 1964

Als Politikredakteur der Stuttgarter Zeitung berichtet Matthias Schiermeyer über Arbeitsmarkt- und Tarifpolitik, SPD und Linkspartei, Sicherheitspolitik und die Bundeswehr.

Schon als Schüler war er für die Lokalzeitung in seiner Heimatstadt Herford aktiv, und auch das Politikstudium in Münster konnte ihn nicht lange vom Journalismus abhalten.

Es folgten erste Jahre beim Westfalen-Blatt und nach dem Mauerfall bei dessen Ableger Thüringer Tagespost. 1995 wechselte er dann zur Stuttgarter Zeitung.

Jahrzehnten allenfalls in der Ausbildung benutzt hat. Der olivfarbene Lack blättert großflächig ab, Schmiermittel werden seit Langem nicht mehr nachgefüllt. Selbst die Schraubstock-Garde „made in England“ findet keine Verwendung mehr. Die technische Schule kann sich kein Material leisten, um es zu bearbeiten. In der Elektrikerwerkstatt können die Lehrer allenfalls zeigen, wie ein Lämpchen brennt – wenn es denn funktioniert.

Ägypten schwebt zwischen Hoffen und Bangen. Wer an der Staatsspitze das Sagen hat, ob die Islamisten oder das Militär, lässt sich kaum ausmachen. Ein Jahr nach der arabischen Revolution vermag daher niemand blühende Landschaften zu versprechen. Initiativen wie die der IG Metall lassen wenigstens ein Pflänzchen aufgehen. Mit Revolutionsfolgen kennt sich Bender, der Esslinger Geschäftsführer der Gewerkschaft, aus. Sein Arbeitgeber hatte ihn gleich nach der deutschen Wiedervereinigung als Aufbauhelfer nach Chemnitz entsandt. 15 Jahre lang hat er im Osten auf den Trümmern eines abgewirtschafteten Landes Neues entstehen lassen. So erkannte er auch als Urlauber am Nil rasch, dass er hier nicht untätig bleiben darf.

Die ägyptische Jugend hat eine dürrtige Perspektive.

Binnen 15 Jahren dürfte die Bevölkerung von heute 85 Millionen auf mehr als 100 Millionen wachsen. Wer wird ihnen Arbeit geben? „Mangels Bildung und wirtschaftlichem Wachstum tickt in den arabischen Ländern eine Zeitbombe“, urteilt Bender. Von Diplomaten, Entwicklungshelfern und Einheimischen in Kairo hat er erfahren, dass die Ägypter keine „Heerscharen von Gutmenschen“ mehr empfangen wollen, „die ihnen aufmalen, wie Demokratie funktioniert“. Sie wollen lieber handfeste Projekte sehen. Und so ersann der 57-jährige Metalller den Plan, eine Ausbildungswerkstatt für Elektroanlagenmonteure und Betriebselektriker, für Sanitär- und Heizungsmechaniker und Tischler aufzubauen – eine duale Ausbildung nach deutschem Vorbild sozusagen. Etablieren will er sein Pilotprojekt aber nicht in Stuttgarts Partnerstadt Kairo, wo das Gros der internationalen Hilfe landet, sondern in der Region Luxor in Oberägypten.

Jüngst wurde der Kooperationsvertrag mit dem Gouverneur Ezzat Mohammed Saad unterzeichnet. Der Mann mit dem imposanten Schnurrbart war lange Diplomat, etwa als Botschafter in Russland. Vier Bundestagsabgeordnete gaben der Zeremonie von deutscher Seite aus einen offiziellen Anstrich. Ihre Präsenz

hilft Bender, an Staatsgelder zu kommen. Derzeit läuft ein Antrag bei der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ), die das Projekt unter Schirmherrschaft der Botschaft mit 200 000 bis 300 000 Euro unterstützen soll.

Sieghard Bender ist ein hemdsärmeliger Bevollmächtigter. Gern lässt er das Hemd locker über den Bauch hängen – nur wenn es feierlich wird, wie bei der Vertragsunterzeichnung, steckt er es in die Hose. In der IG Metall kennt man ihn als Querdenker. So einer kann dort keine große Karriere machen. Doch das macht nichts, solange dem gelernten Maschinenschlosser nicht die Ideen ausgehen.

Um arbeitslosen Jugendlichen in Ägypten eine Perspektive zu geben, dreht Bender an allen ihm zur Verfügung stehenden Schrauben. Vier Lehrer für Elektrik und Installationstechnik erhalten jetzt an der deutschen Schule in Luxor einen Intensivsprachkurs. Anfang November sollen die ersten zwei in die Region Stuttgart kommen. Empfangen werden sie vom Nürtinger Bohrmaschinenhersteller Metabo und dem Esslinger Drehmaschinenproduzenten Index, die auch die Ausstattung der Ausbildungswerkstatt in Thoth übernehmen. Die Ausbilder der Firmen, Stefan

Wisniewski (Metabo) und Michael Müllegg (Index), wollen die Gäste mit der dualen Ausbildung vertraut machen und deren Praxiskenntnisse vertiefen. Die Berufsschule in Kirchheim/Teck hilft bei der Lehrplangestaltung. Auch die Esslinger Firma Festo beteiligt sich.

Monate später soll sich eine zweite Schulungsphase anschließen, zudem kommen im Februar die nächsten zwei Lehrer. Damit keiner darauf verfällt, dass er in Deutschland viel besser leben könnte, wurden verheiratete Männer ausgewählt. Vertraglich müssen sie sich verpflichten, binnen zwei Jahren den ersten 40 von 1700 Oberschülern in Thoth eine praktische Ausbildung zu geben. An deren guten Aussichten ist nicht zu zweifeln: Die Unzulänglichkeiten der ägyptischen Elektriker lösen oft Unfälle und Stromausfälle aus. Schaltpläne für die Leitungen sind für sie ein unbekanntes Terrain. Somit wären die Hoteldirektoren und Kreuzfahrtschiffbetreiber froh um jeden qualifizierten Facharbeiter.

Wenn man etwas bei der IG Metall lernt, dann das Organisieren. Keinesfalls soll es so laufen wie an der technischen Schule in Luxor. Da haben die Südkoreaner neue CNC-Drehmaschinen hingestellt und einen kompletten Computerraum eingerichtet.

Und als Bender zu Besuch kommt, fragt der Direktor, ob die Esslinger zeigen könnten, wie diese Maschinen funktionieren. Wollen sie aber nicht – es vermag ja auch niemand ihre Frage zu beantworten, was die Ägypter mit solchen Hochleistungsgeräten anfangen sollen.

Wenn die Ausbildung läuft, sollen Belegschaften als Paten für ägyptische Lehrlinge auftreten. Selbst ein kontinuierlicher Azubi-Austausch schwebt Bender als Fernziel vor. Ist ja auch zu praktisch, dass nur 200 Meter von der Schule entfernt ein neues Jugendhotel 600 Zimmer anbietet. An dieser Stelle kann Index-Ausbildungsleiter Michael Müllegg allerdings nur milde lächeln. So etwas erweitert den kulturellen Horizont der jungen Menschen – fachlich bringe ihnen das wenig, stellt er fest. Wenn seine Azubis also in den Sommerferien eine Exkursion machen mögen – bitte sehr. Für einen organisierten Austausch übernimmt er aber lieber keine Verantwortung.

Der umtriebige Sieghard Bender schreitet mit unerschütterlichem Idealismus voran. Sogar Walter Rogg hat er als Partner im Visier. Den führenden Wirtschaftsförderer der Region Stuttgart hat er dafür gewinnen können, ein deutsch-arabisches Büro zu gründen. Es soll die Reisebranche zu Investitionen

motivieren, um in der Region Luxor hochwertigen Tourismus zu etablieren. Das freut auch Gouverneur Ezzat Saad, weil dieser der Ansicht ist, dass der Massentourismus weder die Urlauber noch die Ägypter befriedigt. Nachhaltig sollen die Eindrücke im Land der Pharaonen und Pyramiden sein, wünscht er sich, dann lohne es sich für beide Seiten.

An seine Grenzen stößt Bender im Staatsministerium. Zwar hat ihm Ministerpräsident Winfried Kretschmann persönlich seine Unterstützung zugesagt, doch blieb das „Stami“ offenbar tatenlos. Es würde zum Beispiel die Einreise der Ägypter erleichtern, wenn die Landesregierung das Projekt begleitet, sagt Bender enttäuscht. Am größten aller Räder will er freilich nicht drehen: für die Hilfe beim Aufbau freier Gewerkschaften und demokratischer Strukturen sind die Stiftungen zuständig.



Andreas Scholz

Geboren 1974 und aufgewachsen in Schwäbisch Hall. Abitur und Zivildienst. Zwei Semester Fremdsprachenschule in Heidelberg. Ausbildung Bürokaufmann in Heidelberg, Weiterbildung Webdesign in Ludwigsburg. Studium Informationsdesign an der Hochschule der Medien in Stuttgart. Werkstudent als Redakteur bei einem Wirtschaftsverlag in Stuttgart. Redaktionelles Volontariat in Nürnberg.
Aktuell: freiberuflicher Redakteur



Erschienen im Herbst 2012 im „Naturscheck“

DAS MANAGEMENT HAT QUALITÄT, DIE LEISTUNGSKONTROLLE HAT METHODE UND DER NACHWUCHS HAT IMMER WENIGER LUST

Seid ihr schon akkreditiert, oder zertifiziert ihr noch? Die rhetorische Frage zeigt das Anliegen vieler Unternehmen ganz deutlich: die ISO 9001-Zertifizierung muß her – koste es, was es wolle! Daß das Qualitätsmanagement für Unternehmen oft eine wirtschaftliche Notwendigkeit darstellt, versteht sich. Die Frage ist nur, ob Unternehmen heutzutage noch genügend Fachkräfte finden, um Qualitätsstandards erfüllen zu können – denn ein Teil der jungen Generation sieht seine berufliche Erfüllung immer weniger in der »Optimierung von Geschäftsprozessen«.

Die Finanzkrise greift um sich und erfaßt inzwischen immer mehr Länder in Europa. Lehrerstellen in Deutschland werden abgebaut, da der demographische Wandel weiter voranschreitet. Die Bundesagentur für Arbeit gibt weiterhin geschönte Zahlen an die Öffentlichkeit, während gleichzeitig die Zahl der Minijobber, Niedriglohn-Empfänger, Zeitarbeiter und der Schein-Selbstständigen kontinuierlich zunimmt.

Ressourcen wie Erdgas, Kohle und Öl sind begrenzt und werden irgendwann erschöpft sein. Das ist die Realität, die bei manchen Politikern und Wirtschaftsunternehmen krampfhaft verdrängt wird. Da hält man sich lieber zwanghaft an vermeintlichen Erfolgsrezepten fest oder jammert über den angeblich akuten Fachkräftemangel. Ob ‚Bildung für alle‘, ‚Leistung lohnt sich‘, ‚Wir brauchen Wachstum‘ oder ‚Gewinn-

maximierung geht vor‘ – mit den ewig gleichen Parolen wird im 21. Jahrhundert garantiert keine Aufbruchstimmung erzeugt, sondern höchstens die Politikverdrossenheit und der Groll auf den Kapitalismus verstärkt.

Neue Strategien sind gefragt. Dies gilt insbesondere beim Thema Fachkräftemangel. Die Frage darf erlaubt sein: haben die großen Unternehmen darüber nachgedacht, daß es Nachwuchskräfte geben könnte, die ihre berufliche Erfüllung nicht mehr in der IT-gesteuerten Geschäftsprozeßoptimierung sehen? Die stattdessen lieber ‚Meilensteine‘ in Non-Profit-Organisationen setzen oder auf dem eigenen Balkon einen Kräutergarten anlegen, als sich im anonymen Großraumbüro dem nüchternen Leistungsprinzip amerikanischer Management-Methoden zu unterziehen?

Vorsicht Stolperfalle – Zielvereinbarungen im Arbeitsvertrag

Alles Gute kommt aus Amerika – Performance Management heißt in vielen Branchen das Zauberwort zur Einschätzung und Beurteilung von Mitarbeiterleistungen. In Kombination mit der berühmt-berüchtigten deutschen Gründlichkeit kommt die amerikanische Manage-

ment-Methode in deutschen Großbetrieben rigoros zum Einsatz. Zum Performance Management gehört in der Regel auch eine Zielvereinbarung, die das Unternehmen mit dem einzelnen Mitarbeiter festlegt. Performance Management trägt dazu bei, den Unternehmenserfolg zu fördern und die Potenziale von Mitarbeitern frühzeitig zu sichten und zu entwickeln – dies passiert oft bereits bei Dienstantritt. Diplomatie und taktisches Geschick beider Zielvereinbarung sind gefragt. Denn nur zu gerne werden hohe Ziele festgelegt, die der Mitarbeiter zudem in sehr knapp bemessenen Zeitfenstern erreichen muß. Dem aufmerksamen Mitarbeiter wird bald bewußt, daß das Performance Management auch dazu dient, um Fehler, Verhaltens- oder Arbeitsdefizite jederzeit nachweisen zu können. So wird der Leistungsdruck stets hoch gehalten, für die Unternehmen eine tolle Sache.

Wer sich die Internetseiten von IT-Firmen im Bereich der Unternehmenssoftware ansieht, wird auf der Suche nach Euphemismen für permanente Leistungskontrolle schnell fündig. Von ‚Schwarzen Brettern‘ ist da beispielsweise die Rede. Auf diesen können die Mitarbeiter am Screen Daten wie Stückzahlen auslesen und vergleichen – und werden so zusätzlich

zu mehr Leistung und einer höheren Produktivität motiviert. Gleichzeitig wird dadurch ein durchaus gewollter Konkurrenzkampf unter den Mitarbeitern forciert. Ob hervorragend, annehmbar oder schlecht – die jeweilige Leistung wird ‚angemessen belohnt‘ bzw. entsprechend ‚korrigiert‘. Die ‚Unternehmensphilosophie‘ ist hier klar akzentuiert: Up or out, grow or go – wer das Pensum auf Dauer nicht erfüllt, ist schnell draußen.

Aus dieser Entwicklung läßt sich leicht ein weiterer unternehmerischer ‚Wert‘ ablesen: wenig Personal soll in immer kürzeren Entwicklungszyklen innovative Produkte zur Erschließung neuer Marktchancen effizient realisieren. Allerdings kann man den Firmen hierbei gar nicht mal so einen großen Vorwurf machen. Die nationale Konkurrenz ist schon groß genug – doch durch die globale Reichweite des Internets wird mittlerweile ein knallharter Kampf um Marktanteile geführt. Da reichen oft gute Produkte nicht mehr aus, weil die Qualität mindestens hervorragend bzw. exzellent sein muß. Als Folge werden immer mehr kleine Unternehmen von großen Konzernen geschluckt.

Doch es geht auch anders. Es gibt sie tatsächlich – die Kleinunternehmer, die lieber von Anfang an auf Ent-

schleunigung setzen und so zum Teil mehr Weitblick besitzen als so mancher Großkonzern-Vorstand, der nur in der Expansion das ‚Allheilmittel‘ für wirtschaftlichen Erfolg sieht. So bleibt z. B. Markus Staiger vom Plattenlabel Nuclear Blast seinen schwäbischen Wurzeln treu. Obwohl er die Möglichkeiten sieht, den Umsatz in naher Zukunft zu verdoppeln, macht der Unternehmer aus Donzdorf genau das nicht. Er möchte lieber den Überblick behalten. Das Unternehmen ist in seinen Augen gut aufgestellt, die Mitarbeiter leisten gute Arbeit und sollen nicht durch Erfolgsgier überlastet werden.

Auch Bart Lorang, Chef eines amerikanischen Software-Unternehmens, hat erkannt, daß ausgebrannte Mitarbeiter eher schaden. Und so spendiert der IT-Experte seinen Mitarbeitern 7. 500 US-Dollar für die Urlaubskasse. Doch leider sieht die Realität oft anders aus. So führt exzessives Management nicht zwangsläufig zu einer höheren Arbeitsqualität und Effizienz. Denn nicht immer gelingt es, das Qualitätsmanagement so einzuführen, daß der kontinuierliche Verbesserungsprozess (KVP) neben den Zertifizierungsfirmen und der Unternehmensspitze auch alle Mitarbeiter zufrieden stellt.

ISO-Normen als ‚Verhaltenskodex‘ am Arbeitsplatz

Das Liebesleben von Menschen oder von Garnelen auf den niederländischen Antillen ist garantiert nicht ISO-zertifiziert – in der Geschäftswelt dagegen spielen zertifizierte Abläufe eine große Rolle. Es überrascht daher keineswegs, daß es eine große Nachfrage nach Seminaren im Bereich Qualitätsmanagement (QM) gibt. Wer will, kann z. B. am LEAN SIX SIGMA Black Belt Seminar teilnehmen, das eine Kombination aus den Managementmethoden LEAN (deutsch: Schlankes Management) und dem SIX SIGMA Black Belt-Qualifizierungsprogramm darstellt. Die Ausbildung basiert auf den Richtlinien der American Society for Quality (ASQ). Am Schluß winkt den erfolgreichen Teilnehmern der ‚Black belt‘ oder sogar der ‚Master belt‘. Ob Just-In-Time, Kaizen, Onepiece-flow, Kanban oder Value Stream Mapping – beim Lean Management wird nicht nur mit Anglizismen gearbeitet, sondern auch mit Tools zur Analyse von betriebswirtschaftlichen Kennzahlen. Neben dem QM-Spezialisten SIX SIGMA sind auch der TÜV, die Dekra oder die DQS GmbH im Bundesgebiet stark präsent. Kein Wunder: das Geschäft mit den Richtlinien der ‚International Standard Organisation‘

(ISO) boomt. Ob die Umweltnorm ISO 14001 für Kernkraftwerke wie Fessenheim oder die Standard-Nummer ISO 9001:2008 – Normen werden ständig erneuert. Besonderheit der Zertifizierung: Wer sich umorganisiert – eine Leidenschaft bei den Großen – der verliert sie dadurch. Da klingelt bei Zertifizierern unweigerlich die Kasse. Für die meisten Unternehmen geht im heutigen Wettbewerb ohne Zertifizierung nicht mehr viel – denn nur wer ISO-zertifiziert ist, darf sich an Ausschreibungen beteiligen.

Qualitätsmanagement-Standards führen in großen Konzernen in der Regel zu einer höheren Kundennachfrage, einem höheren Umsatz sowie einer höheren Produktivität. Parallel ergibt sich dadurch fast automatisch eine bessere Aktien-Performance. Eine gute Börsennotierung befriedigt nicht nur die ‚Shareholder‘ und schützt vor feindlichen Übernahmen, sondern ‚beruhigt‘ auch im Generellen die Finanzmärkte und damit die Nerven angespannter Politiker in wirtschaftlich schwierigen Zeiten – eine vielschichtige Win-Win-Situation sozusagen. Für chronische Pechvögel wie Donald Duck wiederum erwies sich die Einführung vom Total-Quality-Management (TQM) in den 1990er Jahren allerdings kaum als

langfristiges Erfolgskonzept. Schließlich sieht das TQM im Gegensatz zur klassischen Qualitätssicherung eine Nullfehlertoleranz vor. Die angenehmen Zeiten in der Hängematte werden seitdem für die Ente rarer. Während seinem Onkel das TQM im Firmenimperium einige Taler mehr in den Geldspeicher spült, muß sich Donald noch mehr anstrengen, um die drei Neffen Tick, Trick und Track durchzubringen. Das angeborene Berufspech und der fehlende ‚rote Faden‘ im Lebenslauf machen die Sache für den berühmtesten Bewohner Entenhausens nicht einfacher. Die Ente ist mit ihrem harten Schicksal jedoch nicht allein – denn nicht überall, wo heute ISO drauf steht, geht alles mit einer wünschenswerten Moraletik konform.

Der unternehmerische Erfolg wächst, die mentalen Ressourcen im Job dagegen schrumpfen

In Zeiten von Earning Management, Projekt- & Zeitmanagement, Incentive & Performance Management und Qualitätsmanagement zeigt sich ein Teil der jungen Generation verunsichert. Die hohen Anforderungsprofile in den Stellenanzeigen schüchtern diese zusätzlich ein. Manche Nachwuchskräfte wägen daher immer öfter ab, ob sie tatsächlich ‚Teil eines

‚dynamischen und motivierten Teams‘ werden sollen, um die Zukunft in einem ‚auf Wachstum ausgerichteten‘ Unternehmen ‚mitzugestalten‘ und sich dort persönlich ‚weiterzuentwickeln‘. Die Globalisierung führt zu einem immer größeren Marktplatz, auf dem es immer lauter und schneller zugeht und die Fluktuation rapide zunimmt – sowohl auf Personaler- als auch auf Bewerberseite. Und so überrascht es kaum, daß es einigen jungen Menschen nicht mehr reicht, ein kleines Rädchen im Betrieb zu sein – oder jeden Morgen wie ein Zombie in Trance die Stechkarte zur Zeiterfassung einzuschieben, nur um abends vom grauen Bürogebäude wieder ‚ausgespuckt‘ zu werden.

In Zeiten des Raubtierkapitalismus und der Ellenbogenmentalität stellt sich so für den nachdenklichen Nachwuchs mehr denn je die Frage nach dem Sinn der Arbeit. Arbeitsabläufe, die unbedingt ISO-konform durchgeführt werden müssen. Leistungskontrollen, die in der Regel für den Arbeitnehmer unbemerkt bleiben, aber da-für umso häufiger ‚Konsequenzen in der Karriereentwicklung‘ nach sich ziehen. Unzählige Meetings, die niemals enden wollen. Der Feierabend, der nach zehn Stunden Bildschirmarbeit trotzdem noch nicht greifbar ist – die Grenze der

Belastbarkeit ist erreicht. Da taugt in Firmen selbst das ‚Incentive management‘ nicht mehr als Mittel, um Leistungsanreize zu setzen. Denn was bringt dem Mitarbeiter die Bonuszahlung für ein erfolgreiches Kundenprojekt, wenn er sich auch nach dem Sommerurlaub noch schlapp fühlt?

Trotz dieser bedenklichen Entwicklung findet man erstaunlicherweise viele Stellenangebote, bei denen sofort klar wird: diesen Job stehst du garantiert nicht lange durch. Aber das ist ironischer Weise oftmals gar nicht notwendig, da viele Stellen ohnehin nur auf zwölf Monate befristet sind. Der Nachwuchs horcht aufgrund der fehlenden Langzeitperspektive vermehrt in sich hinein, ob es kurzfristig nicht einfach besser ist, sich mehr Freizeit zu gönnen oder über Alternativen zur klassischen Karriere nachzudenken – vor allem dann, wenn auch die 86. Bewerbung oder die 36. Registrierung in den Karriereportalen größerer Betriebe noch nicht zum Erfolg geführt hat.

Es tut auch mal gut, nicht die Firma zu optimieren, sondern die Freizeit optimal zu nutzen

Bereits der deutsche Schriftsteller Heinrich Böll beschrieb in seiner Kurzgeschichte ‚Der zufriedene

Fischer' auf amüsante Weise, daß das Leben mehr bietet als nur Effizienz, Produktivität oder Leistungsdenken. Die Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral schrieb der Schriftsteller listigerweise zum Tag der Arbeit am 1. Mai 1963. In seiner Anekdote kommt der westlich orientierte Industriemensch schlecht weg, da dieser nicht einmal im Urlaub vom ‚Geschäfte machen‘ und Businessplänen abzubringen ist.

Die Kernbotschaft von Heinrich Böll ist aktueller denn je. Auch im 21. Jahrhundert gibt es in der westlichen Zivilisation zu viele ‚Optimierer‘ – gerade in der Consulting- und Finanzbranche. Während diese für ihre Kunden stets ein Gesamtpaket an Lösungsstrategien zur ‚Ressourcenoptimierung‘ bereithält, geht den Personalabteilungen in den Unternehmen die Erfolgsformel zur Fachkräftebindung kontinuierlich abhanden. Vielleicht sollten manche Unternehmen in Betracht ziehen, mehr kreative Spielwiesen mit sozialem Anspruch in den einzelnen Abteilungen zu schaffen – Abteilungen, in denen der Erfolgsdruck für die Mitarbeiter nicht so hoch ist und in denen auch Langzeitarbeitslose wieder eine Perspektive finden könnten. Die magnetische Wirkung von betriebswirtschaftlichen Begriffen wie ‚Leistungsprinzip‘ oder ‚unternehmerische

Wertschöpfungskette‘ hat bei der Jugend seit geraumer Zeit nachgelassen – diese will lieber die Gesellschaft verbessern wie die aktuellen Occupy-Bewegungen zeigen.

Ungeachtet dessen beteiligen sich die HR-Abteilungen in den großen Konzernen weiterhin eifrig am ‚Talent war‘, um sich auf den Märkten einen vermeintlichen Vorsprung zu sichern. So lange der Kapitalismus nur auf die Bedürfnisse der Finanzmärkte oder den unternehmerischen Profit abzielt, werden bei diesem aggressiven Spiel nicht nur Talente zu Grunde gehen, sondern irgendwann auch die Unternehmen selbst. Der alte Indianer-Spruch, der während der Umweltbewegung in den 1980er Jahren einen Popularitätsschub erhielt, stimmt nach wie vor. Allerdings müßte der Spruch für das 21. Jahrhundert leicht abgewandelt werden: »Erst wenn der letzte Projektmanager vor dem Optimierungswahn kapituliert, der letzte Mitarbeiter gemobbt, der letzte High Potential aus dem Bewerberpool abgesprungen ist, werdet ihr merken, daß man Fachkräfte nicht mit Bonuszahlungen, Gewinnmaximierung und Performance Management anlocken kann«.



Erschienen am 17. 12. 2012 in der Schwäbischen Zeitung

IM DSCHUNGEL DER ZUSCHLÄGE

Streit um Leiharbeit – Zwischen Gewerkschaften und Zeitarbeitsbranche heizt sich die Stimmung auf

Von Susanne Schulz

Biberach/Leutkirch – Jörg Hofmann ist ein gemütlicher Mensch. Selbst wenn er unwirsch wird, lächelt er. Nur einmal vergisst der Bezirksleiter der IG Metall Baden-Württemberg zu lächeln: Als die Sprache auf die Sache mit den Leiharbeitern kommt. Arbeitskräfte seien das, die „wie eine Packung Schrauben“ bestellt werden können – und die schnell wieder abgestoßen werden können, wenn es mal in der Produktion nicht so rund läuft.

Aber Hofmann geht es speziell um die Umsetzung der jüngsten Tarifregelung des Branchenzuschlag. Er soll seit dem 1. November den Lohn der Leiharbeiter an den der Festangestellten angleichen: Gleiches Geld für gleiche Arbeit lautet der Slogan der Gewerkschaft.

Dieses Ziel werde jedoch von der Zeitarbeitsbranche, die die Leiharbeiter an die Betriebe ausleihen, konterkariert, „indem gegengerechnet wird, abgemeldet und wieder neu angemeldet wird, indem Leute unter Druck gesetzt werden, Änderungsverträge anzunehmen“, erklärt Hofmann. Und dann die Vertragstexte und Lohnabrechnungen, die die Leiharbeiter von ihren Arbeitgebern, den Zeitarbeitsfirmen, bekommen: Die seien oft schwammig, unverständlich und unübersichtlich.

Haarsträubende Erfahrung

Das bestätigt auch der ehemalige Zeitarbeiter Matthias Maser (Name von der Redaktion geändert), der schon seit Jahren für Zeitarbeitsfirmen im Südwesten arbeitet. Dabei habe der



Susanne Schulz

Geboren 1975, ist sie seit September 2012 als Wirtschaftsredakteurin bei der Schwäbischen Zeitung in Ravensburg fast wieder am Ausgangspunkt gelandet. Der war nämlich München. Nach dem Studium der Politischen Wissenschaften an der LMU absolvierte sie ein Volontariat beim Burda-Verlag. 2005 ging es ein Stückchen weiter Richtung Norden: nach Frankfurt, wo Susanne Schulz eine Stelle bei der Nachrichtenagentur Dow Jones Newswires antrat. Ein Jahr später ging es einen gewaltigen Schritt gen Norden weiter – bis nach Stockholm. Von dort aus arbeitete sie bis 2012 als freie Journalistin für verschiedene deutschsprachige Medien sowie als Deutschlehrerin – bis die Heimat wieder rief.

gelernte Schreiner sowohl gute also auch haarsträubende Erfahrungen gemacht. Zum Beispiel habe der letzte Personaldienstleister Krankheitstage als unerlaubtes Fernbleiben von seinem Lohnzettel gestrichen.

Er erzählt, wie er sich unter Zeitdruck gezwungen sah, schlechtere Vertragsbedingungen bei einem Auftraggeberwechsel hinzunehmen („Wenn ich nicht die Abstufung in eine niedrigere Lohngruppe akzeptiert hätte, hätte ich den Job nicht bekommen“).

Er erzählt, wie Zeitarbeitsfirmen ihm drohten, dem Arbeitsamt mitzuteilen, er würde Stellenangebote ablehnen, sodass ihm sein Arbeitslosengeld für drei Monate gesperrt werden könnte, wie Vorarbeiter und festangestellte Kollegen in den Entleih-Betrieben ihn wie einen „Menschen dritter Klasse“ behandelten. „Ich musste mir Sätze anhören, wie: ‚Du bist Leiharbeiter und musst tun, was man dir sagt.‘“

Maser zeigt ein paar seiner Arbeitsverträge: Kündigungsfristen von einer Woche für die ersten drei Monate scheinen Standard zu sein. Erst danach greifen die gesetzlichen Kündigungsfristen. Außerdem wird „ausdrücklich vereinbart, dass der Mitarbeiter vorübergehend auch mit weniger qualifizierten [...] Tätigkeiten betraut werden

kann.“ Maser unterschrieb Verträge, die ihn dazu verpflichteten „im gesamten Gebiet der Bundesrepublik Deutschland oder im Gebiet des angrenzenden Auslands tätig zu werden“. Über Fahrtkosten und Verpflegung steht da jedoch nichts.

Er erzählt weiter: „Ich habe auch schon Zeitarbeitskollegen gehabt, die kamen aus Rostock nach Ulm, weil Arbeitern aus dem Osten weniger bezahlt werden muss. Denen hat keiner das Fahrtgeld gezahlt.“ Jetzt ist Maser arbeitslos, nachdem er eine Herabstufung auf einen Stundenlohn von 8,50 Euro abgelehnt hatte. Er hofft jetzt auf eine Stelle bei Aircabin in Laupheim – wieder als Leiharbeiter.

Ein Personaldienstleister aus Ulm spricht dagegen von „Hetzkampagnen“ der Gewerkschaften. Die Stimmung ist aufgeheizt – auf beiden Seiten. „Ich hatte gehofft, dass sich dieses Goldkettchengewerbe irgendwann mal nicht nur seriös gibt, sondern auch seriös wird“, so Jörg Hofmann von der IG Metall – da blitzt das Lächeln wieder auf. Quer durch die Betriebe der Region rund um Biberach seien Klagen von den Betriebsräten zu hören: „Wir haben ganz zu Beginn, als der Tarifvertrag umgesetzt wurde, Arbeitsverträge von Leiharbeitern überprüft und festgestellt, dass Passa-

gen auftauchten, in denen der Branchenzuschlag zum Beispiel mit dem Fahrtgeld verrechnet wurde“, sagt Michael Braun von der IG Metall Ulm. „Das gibt es überall – sie versuchen, um den Zuschlag herumzukommen“, so Braun weiter.

Zweifelhafte Verträge

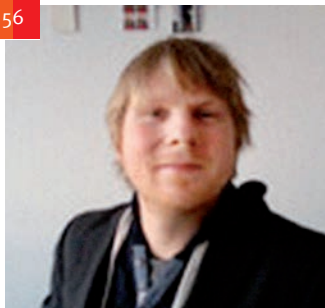
Tatsächlich ist es jedoch nach Expertenmeinung vom einzelnen Arbeitsvertrag abhängig, was mit dem Branchenzuschlag verrechnet werden darf. Freiwillige Leistungen, zu denen auch das Fahrtgeld gehören kann, dürfen verrechnet werden. Die verschiedenen Zuschläge sollen sich schließlich nicht so häufen, dass die Leiharbeiter am Ende mehr verdienen als die Festangestellten.

Es kommt auch vor, dass die Entleih-Betriebe Zuschläge für Leiharbeiter streichen, um sich den Branchenzuschlag zu sparen. Solche Schlechterstellungen verstecken sich in Zusatzvereinbarungen oder neuen Vertragsabschlüssen, die die Zeitarbeiter mit ihrer Zeitarbeitsfirma abschließen sollen. Der Personaldienstleister argumentiert dann, ohne Unterschrift kein Branchenzuschlag. Stefan Krauss, Fachanwalt für Arbeitsrecht aus Lahr, der Zeitarbeitsfirmen vertritt, rät allerdings: „In der Regel muss man gar nichts unterschreiben.“ Auf den Branchenzuschlag habe

man auch ohne Vertragsergänzung oder neuen Vertrag ein Anrecht.

„Eine Verschlechterung muss man nicht hinnehmen.“

Wer nun aber seriöse Verträge aufsetzt und einwandfrei abrechnet oder nicht, lässt sich schwer kontrollieren. Die Zeitarbeitsfirmen würden im Schnitt alle sieben Jahre durch die Arbeitsagentur oder den Zoll geprüft, so ein Personalmanager. Mehr nicht. Die Unternehmen, bei denen die Leiharbeiter schlussendlich arbeiten, haben auch keinen Überblick. Daniel Stadler, Personalleiter bei Pistenbully von Kässbohrer in Laupheim erklärt: „Überprüfen kann ich das nicht, da ich die Abrechnungen der Zeitarbeitnehmer nur sehe, wenn sich einer bei mir meldet.“ Schließlich sei der Leiharbeiter bei der Zeitarbeitsfirma angestellt und nicht bei Pistenbully. So liegt es am Leiharbeiter selbst, darauf zu achten, was er unterschreibt.

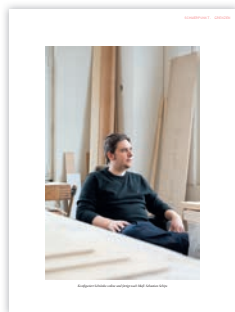


Jakob Vicari

Geboren 1981

Dr. Jakob Vicari arbeitet als freier Wirtschaftsredakteur in Hamburg. Jakob Vicari studierte Journalistik und Biologie in München und Genf. Parallel absolvierte er an der Deutschen Journalistenschule die 41. Lehrredaktion.

Er findet, recherchiert und schreibt ungewöhnliche Geschichten aus Wirtschaft, Biologie und Technik für Magazin und Tageszeitung. Seine Themen reichen von Artenschutz bis zur Online-Schreiberei, von Autismus bis Zahnpasta. Für seine Arbeit ist er mehrfach ausgezeichnet worden. Im Herbst 2013 erscheint seine Dissertationsschrift »Journalistische Komposition«.



Erschienen am 1. 7. 2012 in Brand eins

DIE NETZSTARTER

Das Internet senkt die Hürden für Unternehmensgründer. Beispiele von Firmen, die es nur gibt, weil das Web ihren Gründern die Möglichkeiten dazu eröffnete.

Der Online-Schreiner

Was macht ein Handwerker, wenn es etwas nicht gibt? Er baut es sich. So tat es Sebastian Schips, Spross einer Schreinerfamilie. Der junge Tischler wollte über das Internet Schränke verkaufen, die der Kunde individuell entwirft. Doch dafür gab es keine Lösung. Also begann Schips zu tüfteln.

Bislang war die Planung von Schränken eine aufwendige Sache. Schreiner fahren meist zu den Kunden, messen, zeichnen, machen ein Angebot und bessern nach. So hatte auch Schips es gelernt.

Der 32-Jährige studierte nach seiner Schreinerlehre in Rosenheim Holztechnik. Dort traf er auf die Kommilitonin Birgit Gröger, die auch

an eine Online-Schreinerei glaubte. Sie schauten sich an, was es an Möglichkeiten gab: Einfache Konfiguratoren wie für Müsli oder T-Shirts waren ungeeignet für Schränke. Teure Konfiguratoren, wie es sie für Autos und Fahrräder gibt, konnte Schips sich nicht leisten. Also las er Fachliteratur, probierte, verwarf, begann erneut. Nach einem Dreivierteljahr funktionierte sein Möbelkonfigurator. Er ist das Herz des Geschäftes von Meine-moebelmanufaktur.de. Und auch die größte Hürde. Noch vor fünf Jahren wäre die technische Umsetzung viel zu aufwendig für einen einzelnen Hobbyprogrammierer gewesen. Mit neuen Web-Standards und einfachen Programmen wird die kundenindividuelle Massenproduktion auch

für Handwerker wie Schips attraktiv.

Tatsächlich gibt es kaum ein komplizierteres Möbelstück als einen Schrank. Und kaum ein Produkt ist für den Kunden schwieriger zu planen. Doch Schips überwand nicht nur die Technik, sondern nahm auch den Kunden an die Hand: Vom Schuhschrank bis zum begehbaren Kleiderschrank ist alles bei ihm bestellbar. Nach der Größe wählen die Kunden die äußere Erscheinung, die Inneneinteilung, das Material und die Beschläge. Bevor das Möbelstück produziert wird, überprüft ein Fachmann die Planungen. Wenige Wochen später wird es zerlegt nach Hause geliefert. 200 Schränke hat Schips im ersten Jahr verkauft.

Ohne das mittelständische Familienunternehmen seiner Eltern wäre das Online-Abenteuer allerdings nicht möglich. Die Schreinerei mit ihren 20 Mitarbeitern produziert die Schränke, die im Netz bestellt werden. Die Firmen sind rechtlich getrennt. Meinemoebelmanufaktur.de beauftragt den elterlichen Betrieb mit der Produktion. Der Sohn hat sein Start-up in der direkten Nachbarschaft. Fast täglich ist er in der Werkstatt. „Mit einer Produktion irgendwo im Ausland würde die Abstimmung mit all den Sonderwünschen der Online-Kunden nicht klappen“,

sagt Schips. So fertige er bei jedem zweiten Schrank einen Ausschnitt für Steckdosen. Bei der Frage „Was kostet das?“ fühlt er sich bei seiner Schreinerehre gepackt und entgegnet empört: „Nichts.“

Noch ist die Möbelmanufaktur ein kleiner Zwei-Personen-Betrieb. Wer die Nummer der Hotline wählt, hat oft den Firmengründer selbst am Apparat. Seine Maßschränke seien nicht teurer als die besserer Möbelgeschäfte, sagt Schips. Und qualitativ ebenso gut. Auch werde der Kunde vor Fehlern geschützt. „Es gibt eine ausgefeilte Prüflöge im Konfigurator.“ Die verhindere, dass Kunden unmögliche Schränke mit nicht schließenden Türen bauen oder Einlegeböden planen, wo schon Schubladen sind.

Nach der Planung übergibt Schips den Auftrag an einen Arbeiter im Betrieb der Eltern. Der erstellt eine Konstruktionszeichnung und stellt die Teile mit der CNC-Fräse her.

Die technischen Hürden sind so weit gesunken, dass der Kunde die Produktion millimetergenau steuern kann. „Wir fertigen auf Wunsch auch noch genauer“, sagt der Gründer. Täglich wundert er sich, mit welch krummen Maßen seine Kunden Sideboards und Kleiderschränke bestellen. Ein Clou, auf den Schips besonders stolz ist,

ist die individuelle Montageanleitung für den bestellten Schrank, die jeder Bestellung beiliegt.

Perfekt war der Konfigurator am Anfang nicht. Die Möglichkeit etwa, Türen ohne Griffe zu fertigen, war zuerst nicht vorgesehen. Aber Schips hat sich den Kundenwünschen angepasst: „Inzwischen bestellt die Hälfte der Kunden ihren Schrank grifflos.“ Die Online-Schreinerei löst nicht nur ein technisches Problem. Sie könnte auch die Zukunft der Familienfirma und das Handwerk an sich sichern, glaubt er: „Das ist der Weg, mit dem wir Schreiner in zehn Jahren noch Arbeit haben.“



Das WIP-Redaktionsteam: Matthias Stelzer, Dr. Gernot Steger, Simone Maier, Ralf Flaig und Volker Reikittke

Wirtschaft im Profil – das Business-Magazin

Profil zeigen, den starken Wirtschaftsraum südlich Stuttgarts für eine breitere Leserschicht erschließen, Einblicke in die Arbeitswelt geben – mit diesem Anspruch startete ein kleines engagiertes Team des „Schwäbischen Tagblatts“ in Tübingen 2011 in die Entwicklungsphase für ein regionales Wirtschaftsmagazin. In einem Workshop entwickelten alle Beteiligten die Idee eines grafisch anspruchsvollen Printprodukts, das sich bewusst von den bekannten Hochglanzmagazinen absetzen sollte. Zeitungspapier, ein freches Format, keine denglischen Businessbegriffe: Die Wirtschaft übersetzen, erklären, Hintergründe aufdecken, Menschen und ihre tägliche Arbeit begleiten, Streitgespräche führen.

Dem ganzen Paket gaben wir letztlich den Namen „Wirtschaft im Profil“.

Der harte Kern der Magazin-Macher, fünf Texter/innen und zwei Grafiker, füllen seither die Rubriken des Hefts mit Leben. Zusammen mit weiteren Schreiber/innen und Fotografen/innen sind wir „Nah dran“, erklären warum „Eigentum verpflichtet“, kümmern uns um „Quer-Köpfe“, stellen die „Strippen-Zieher“ der Region vor, widmen uns den „Zeit-Fragen“, den „Zeit-Zeugen“ und der „Weiber-Wirtschaft“.

Anders als in der (regionalen) Magazin-Branche üblich hat sich „Wirtschaft im Profil“ dabei der strengen Einhaltung des Trennungsgebots verschrieben. Texte im Magazin können nicht gekauft werden. Der Anzeigenverkauf

hat auf die redaktionelle Arbeit keinen Einfluss.

Ein Prinzip, das die Macher/innen des Magazins nebenbei auch für einen mutigen Beitrag zur Zukunft der seriösen Printjournalismus halten. Trotzdem gibt es uns auch im Netz: wirtschaftimprofil.de

Matthias Stelzer (Redaktionsleitungs-Team „Wirtschaft im Profil“ und Chef vom Dienst beim „Schwäbischen Tagblatt“)



Die Grafik machen Thomas Dany und Timo Eck

GEIST GENERIERT GELD

Wirtschaft und Tübingen – das waren lange zwei Welten. Mittlerweile aber ist die traditionsreiche Universitäts- und Verwaltungsstadt auch ein attraktiver Standort für kleine und mittlere Unternehmen. Diese zeichnen sich meist durch intelligente Innovationen und pfiffige Ideen aus. So erhält Tübingen aus der Wirtschaft auch reichlich Lob. Gar vom „Shooting-Star der Region“ ist die Rede.

TEXT: Gernot Stegert /

FOTO: Ulrich Metz

Träge fließt der Neckar am Hölderlinturm vorbei. Das ist die bekannte Tübinger Postkartennidylle. Taugt sie als Einstieg für einen Artikel über den Wirtschaftsstandort? Im Turm lebte der Dichter Friedrich Hölderlin von 1807 bis zu seinem Tod 1843. Eignet sich ein psychisch Erkrankter für einen Beitrag über ökonomischen Erfolg?

Die naheliegende Antwort wäre: Tourismus ist auch ein Wirtschaftsfaktor. In der Tat will Tübingen seine Denker und Dichter besser vermarkten. Doch es geht um Tiefergründiges: Hölderlin hat zweckfrei, vermeintlich weltfremd gedichtet und nur so – auf Wirtschaftsdeutsch – (literarische) Innovationen und Hightech-Produkte geschaffen. Im ersten Band des Hyperion schreibt er: „O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da, wie ein missratener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.“ Welch ein Bild für die Kraft von Visionen!

Längst haben Neurowissenschaftler belegt und vorbildliche Forschungsabteilungen von Unternehmen umgesetzt, dass Erfindungen Zeit und die Freiheit zum Irrtum brauchen. Und so steht Hölderlin hier exemplarisch für Tübingen und den Geist, der Neues schafft und am Ende auch Geld einbringt. Das zeigen erfolgreiche Forschungsinstitute und Ausgründungen der Universität vor allem der Biotechbranche ebenso wie traditionelle Unternehmen im Maschinenbau und der Werkzeugherstellung, in der Medizintechnik und der Textilbranche. Hinzu kommen findige Handwerker und Händler. Eine Industriestadt will und wird Tübingen nicht werden. Die Universität und das Klinikum mit rund 10000 Angestellten und 30 Behörden mit 2500 Arbeitsplätzen im öffentlichen Dienst bleiben wichtig. Doch alte Klischees gelten nicht mehr.

„Tübingen ist der Shooting-Star der Region“, bringt es Wolfgang Epp, Hauptgeschäftsführer der Industrie- und Handelskammer (IHK) Reutlingen auf den Punkt. Und ergänzt: „Dass die Tübinger Wirtschaft immer wichtiger wird, zeigt auch, dass erstmals ein Tübinger Unternehmer Präsident der IHK

Reutlingen ist.“ Gemeint ist Christian O. Erbe, Inhaber des gleichnamigen Medizintechnik-Vorzeigeunternehmens, das mit seinem Wachstum selbst für den Tübinger Aufschwung steht.

„Noch nie so gut wie heute“

„Mittlerweile machen wir mit Geist Geld“, freut sich Oberbürgermeister Boris Palmer. Ausgründungen aus der Universität, Biotech, Medizintechnik, Automobilzulieferer, viele „sehr progressive Betriebe“ zählt der OB auf, natürlich auch aus dem Bereich der Ökologie: „In der Branche gibt es gute Gewerbesteuerzahler.“ Das Fazit des Rathauschefs: „Der Wirtschaftsstandort war noch nie so gut wie heute.“

Der Stadt kommt das zugute, durch die Gewerbesteuereinnahmen. „2012 erreichen wir voraussichtlich ein Allzeithoch“, berichtet Palmer. Mit 40 Millionen Euro wird gerechnet. Und das nach beachtlichen 30 Millionen Euro im Vorjahr. Natürlich nutzt ein OB das zum Selbstlob über die Bande: „Wir bekommen von Gewerbesteuererhebenden ein sehr positives Echo.“

Das Wachstum bringt den grünen Rathauschef auch in

Nöte. Muss er doch nach neuen Gewerbeflächen suchen. Das erhöht bei den Stammwählern der Öko-Partei nicht gerade die Sympathie-Werte. Doch der Realpolitiker setzt auf das richtige Maß: „Wir werden kein Gewerbegebiet wie in Ergenzingen ausweisen.“ Für Logistiker und ähnliche Branchen sei in Tübingen kein Platz. Gleichwohl brauche Tübingen neue Flächen, um bestehenden Unternehmen die Erweiterung zu ermöglichen. „Wir haben noch niemanden wegschicken müssen“, erklärt Palmer. Dabei solle es auch bleiben.

Ist also alles nur positiv in Tübingen? Keineswegs. „Was wir noch verbessern können, ist der direkte Draht zur Wirtschaft“, räumt Palmer ein. So werde gerade ein neuer Geschäftsführer der Wirtschaftsförderungsgesellschaft gesucht. Bei dieser Personalie gab es zuletzt „dreimal einen Fehlgriff“, sagt der OB. Und der Handel, mit dem der Grünen-Politiker beim Thema Verkehr oft streitet, „hat ohne Zweifel große Probleme“. Das belegen auch Zahlen: So ist die sogenannte Zentralität über Jahre gesunken. Nach dem

Kaufkraftatlas der IHK von 2011 liegt der Wert bei schwachen 76,6. Im Jahr 2009 betrug er noch 79,9.

Auch eine Standortanalyse der IHK vom Mai dieses Jahres weist für Tübingen etliche hintere Plätze im Vergleich der Kommunen in der Region aus. So bei den Punkten Verkehrsmittel, Parken, Wohnraum, Immobilienpreise, Sport und Freizeit, Höhe der Gewerbesteuer, Kommunalabgaben, Verfügbarkeit von Gewerbeflächen und Wirtschaftsfreundlichkeit der Verwaltung. Gut bewerteten die befragten Unternehmer dagegen den Öffentlichen Personennahverkehr, die Verfügbarkeit qualifizierter Fachkräfte, die Kontakte zu Hochschulen und Forschung und die Kulturangebote.

„Tübingen ist ein überdurchschnittlich starker Standort in Baden-Württemberg“, lobt der Vorstandsvorsitzende der Kreissparkasse Tübingen, Christoph Gögler. Belege seien die sehr niedrige Arbeitslosenquote, eine „breite und bunte Mischung“ der Firmen im gewerblichen Bereich, ein starkes Handwerk, eine industrielle

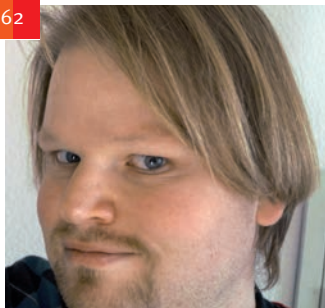
Spanne vom Automobilzulieferer bis zur Kunststoffverarbeitung und eine „wieder sehr lebendige Existenzgründerszene“. Tübingen habe „keine Monostruktur“. Die Stadt sei zwar weiterhin stark von der öffentlichen Hand geprägt, „hat sich aber gegenüber der Gewerbeansiedlung geöffnet“. Göglers Fazit: „Tübingen hat aufgeholt.“

Etwas Besonderes

Auch Armin Hornung, stellvertretender Vorstandsvorsitzender der Volksbank Tübingen, sieht in Tübingen mittlerweile einen starken Standort. „Das hier ist schon etwas Besonderes“, freut sich der Genossenschaftsbanker. Und sagt auch gleich, was er damit meint: „Wir haben eine sehr gesunde und wachsende Wirtschaftsstruktur.“ Tübingen zeichne vor allem eine breite Streuung nach Branchen und Größen aus. Einen Nachholbedarf habe die Stadt allein bei Gewerbeflächen. Der Kreditgeber verrät: „Wir wissen von vielen Firmen, die jährlich schön wachsen.“







Martin David Zimmermann

1979 in London geboren. Studium der Amerikanistik und Politikwissenschaft in Tübingen und am Antioch College in Yellow Springs, Ohio/USA. Tätig für die Redaktionen des Antioch Record (Yellow Springs), der Monthly Review (New York) und des philosophischen Journals *Der blaue Reiter* (Stuttgart) sowie für die Nord-Rundschau, den Lokalteil der Stuttgarter Zeitung.

Seit 2010 hauptberuflich Freier Journalist. Wochenenddienste und Redaktionsvertretungen beim Schwäbischen Tagblatt. 2012 Auszeichnung mit dem Erich-Schairer-Preis für ein im Schwäbischen Tagblatt erschienenes Gespräch mit seinem fünfjährigen Sohn über die Theodizee-Frage mit dem Titel „Was macht eigentlich ein Papa?“.



Erschienen am 28. 1. 2012 im Schwäbischen Tagblatt

WER OFT AM DIESEL ROCH

Lastwagenfahrer sind gesuchte Berufsgruppe

20 000 bis 30 000 Lastwagen-Fahrer werden nach Angaben des Deutschen Industrie- und Handelstags (DIHT) bundesweit gesucht. Der Rottenburger Spediteur Klaus Maier würde Fahrer einstellen, fände er geeignete Bewerber. Das TAGBLATT sprach mit Spediteuren und Fernfahrern über ihren Berufsalltag.

Rottenburg. Christian Bethk meint: „Wer es nicht mit Leidenschaft tut, der kann das Fahren gleich bleiben lassen.“ Bürokratische Vorschriften, wenig Freizeit, große Verantwortung, geringer Lohn und der Preisdruck durch die osteuropäische Konkurrenz machen den Beruf unattraktiv.

„Man ist oft allein und hat viel Zeit nachzudenken. Über das, was man im Leben hätte anders machen können“, sagt der 58-jährige Fernfahrer Hans-Dieter Seeger. Der gelernte Automechaniker hat bei der Bundeswehr den Lastwagenführerschein gemacht. Der Familie zuliebe versuchte

er mehrmals, das Fahren gegen Büroarbeit einzutauschen. Immer wieder zog es ihn auf die Straße zurück.

Seeger: „Der Beruf hat mir zwei Bandscheibenvorfälle und eine gescheiterte Ehe eingebracht. Wenn man den Diesel mal im Blut hat, dann kommt man nicht mehr davon los.“ Für ein Monatsgehalt von knapp 2000 Euro brutto in Zwölf-Stunden-Tagen zu arbeiten und an vielen Wochenenden von der Familie getrennt zu sein, ist nicht Jedermanns Sache. Wartezeiten beim Be- und Entladen werden nicht als Arbeitszeit gerechnet, so dass den Fahrern oft wenig Freizeit bleibt.

Der Mittzwanziger Bethk fährt seit seiner Lehre für die Rottenburger Spedition Maier. Für ihn, sagt er, mache es einen großen Unterschied, was er transportiert. „Bei Gefahrgut ist mir schon ein bisschen mulmig“, gibt er zu. Feuerlöscher und ein Notfallpaket mit Handschuhen, Augenspülflasche und Bindemittel müssen bei solchen Transporten an Bord dabei sein. Kollege Seeger meint: „Wenn was passiert, kannst du nur so schnell wie möglich abhängen und die Polizei rufen.“

Ein Chemiker hat den Fahrern bei einer Schulung an kleinen Mengen von Haarspray, Reinigungsmittel und Nagellack demonstriert, wie schnell solche Flüssigkeiten brennen. Hinter der Windschutzscheibe von Bethks Truck steht deshalb eine Marienfigur: „Die passt auf mich auf, dass ich keinen Scheiß mache.“

Auch nicht brennbare Ladung hat ihre Tücken. „Es gibt Maschinen, die sehr kopflastig sind, das heißt der Schwerpunkt des Lkws liegt sehr hoch“, erklärt Bethk. Leere Laster seien auf Brücken sehr windanfällig, weil „die Aufbauten wie Segel wirken“. Bei Paletten etwa ist der Fahrer dafür verantwortlich, dass die Ladung ordentlich gegurtet ist, obwohl das Beladen eigentlich nicht seine Aufgabe ist.

Beim Kühl-Lastwagen, mit dem Lebensmittel transportiert werden, ist die Kühlmaschine laut. „Die sitzt genau hinterm Bett des Fahrers“, sagt Bethk. Sogar einen Fernseher hat er in seiner Kabine, die Bethk sich mit Souvenirs von seinen Spanien-Touren dekoriert hat.

Die Kabine ist das Wohnzimmer des Fernfahrers. Die meisten Fahrer halten sie peinlichst sauber, in Straßenschuhen darf niemand rein. Das TV-Gerät hat einen Nachteil. Bethk: „Wenn man vergisst, den Fernseher auszumachen, ist morgens die Batterie leer.“

Hinter Seegers Bettnische hängt ein Baseball-Schläger. „In südlichen Ländern versuchen sie gern mal, parkenden Trucks das Benzin abzuschlauchen. Da hilft es, mit dem Ding zu wedeln.“ In Frankreich verfolgte Seeger einst einen Dieb, der am Laster ein Licht abgeschraubt hatte. Im Zorn vergaß er, die Fahrertür abzuschließen: Als er zurückkam, hatte ein Komplize des Verfolgten das Fahrerhaus ausgeräumt.

Seeger fuhr zwölf Jahre lang nach Spanien. „Früher fuhr man da die Küstenstraße entlang. Bei Pausen konnte man ins Meer springen. Oft hatte man das Wochenende in Barcelona frei.“ Seeger erinnert sich an die 1970er Jahre. Streikende Bauern blockier-

ten damals in Frankreich die Straßen. „Da ging eine Woche lang nichts mehr. Die Bauern haben uns kostenlos zu essen und zu trinken gegeben“, erzählt Seeger. „Das war wie Urlaub.“

Seine Gewerkschaft Ver. di ist ihm zu lasch. „Wir Fernfahrer werden von der Politik gegängelt. Maut, Sonntagsfahrverbot, Lkw-Überholverbot und der elektronische Fahrtenschreiber – immer sind wir die Dummen.“ Der Fahrtenschreiber gibt den Fernfahrern genau vor, wann sie Pause machen müssen, auch wenn das Ziel nur noch zwanzig Minuten entfernt ist.

„Der Lkw-Fahrer bekommt eine Strafe, wenn er zwei, drei Minuten zu lange fährt“, berichtet Firmenchef Klaus Maier. „Da machen Leute Gesetze, die noch nie einen Lkw gefahren sind.“ Maier findet, dass der Beruf des Fernfahrers in Deutschland zu wenig angesehen ist: „Das ist in England oder Frankreich anders. Die fahren nur mit Krawatte.“ Seeger: „Dass der Supermarkt frisches Obst und Gemüse hat, ist für die Leute selbstverständlich. Wer es dort hinbringt und unter welchen Bedingungen, interessiert niemand.“ Oft müssen Brummi-Fahrer beim Be- und Entladen helfen. „Das wär' eigentlich nicht unsere Aufgabe. Aber bevor ich beim Kunden warte, bis jemand Zeit hat, kann ich es gleich

selber machen“, sagt Seeger.

Den Speditionen mangelt es nicht nur an Fernfahrern. Auch im Nahverkehr, wo die Fahrer abends bei der Familie sind, ist der Nachwuchs rar. Volker Vollmer, Chef der gleichnamigen Spedition in Rottenburg, die meist Getränke ausliefert, sagt: „Uns fehlen die Quereinsteiger mit Bundeswehrführerscheinen.“ Seit 2007 brauchen Berufskraftfahrer nämlich zusätzlich zum LKW-Führerschein eine 2800 Euro teure Zusatzausbildung zum Berufskraftfahrer.

Im Nahverkehr gehört, anders als im Fernverkehr, das Entladen der Ware zum Berufsalltag. Joachim Groß von der Hirrlinger Spedition Kraft macht die Billig-Konkurrenz aus Osteuropa für die Probleme der Lkw-Fahrer verantwortlich. Seeger sieht es ähnlich: „Früher brauchte man eine Konzession für die Strecke nach Spanien. Die hatten nur wenige. Heute fährt ein Pole oder Tscheche die Strecke für ein Drittel des Geldes.“

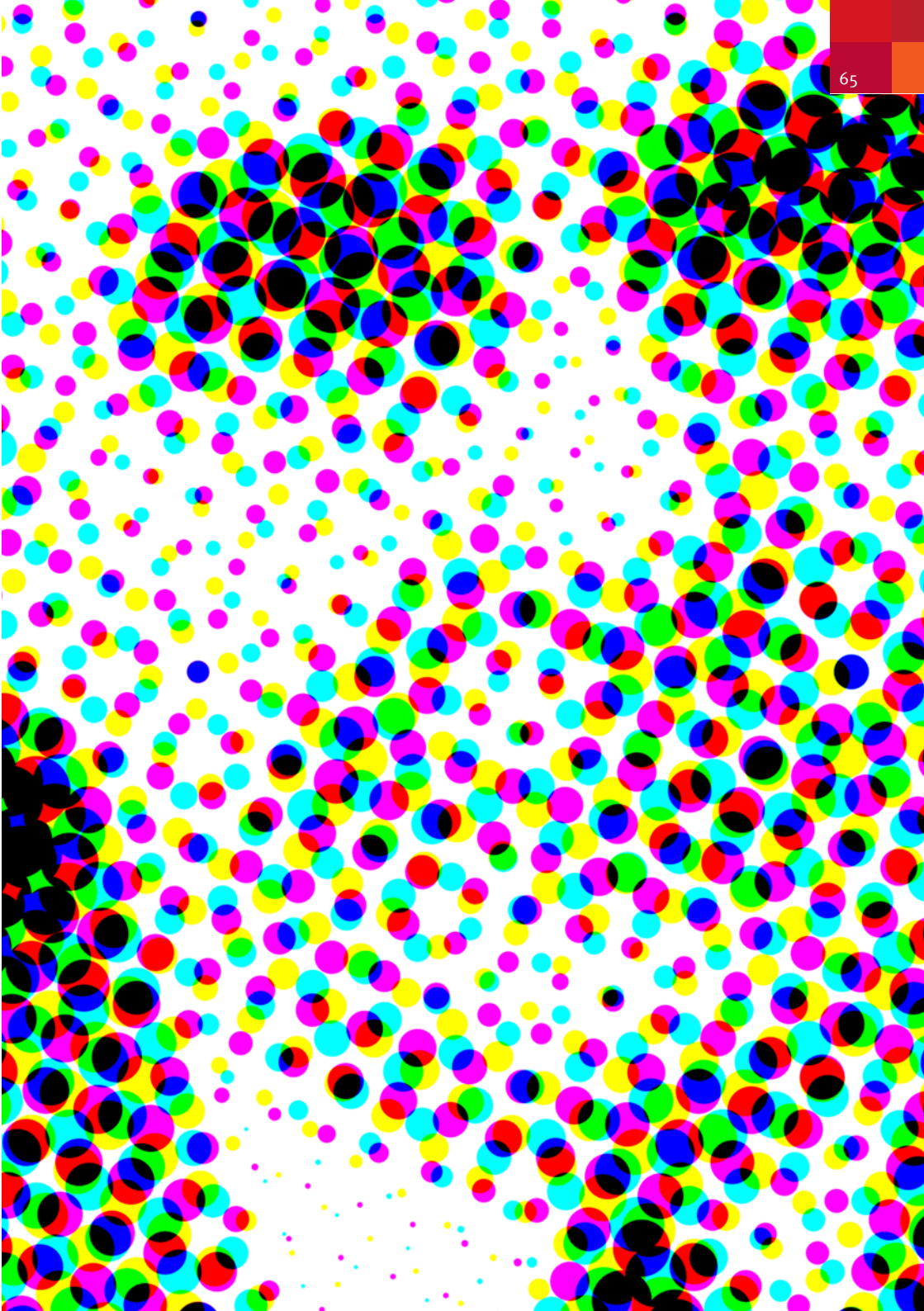
Fuhrunternehmer Michael Pfeffer aus Starzach hat sein Geschäft mit einst zwölf Lastwagen wegen des Preisdrucks und familiärer Belastung aufgegeben. Die Spedition Dachser in Ergenzingen beschäftigt keine Lkw-Fahrer mehr. Sie hat diesen Bereich der Logistik an Subunternehmen vergeben.

Klaus Maier sieht die Unternehmer in der Pflicht, den Personalmangel zu beheben: „Wir werden verstärkt ausbilden und dafür an Hauptschulen und Berufsschulen werben.“ Der Beruf habe Zukunft: „In zehn Jahren, wenn viele der jetzigen Fahrer in Rente sind werden die Fahrer wohl auch deutlich mehr verdienen.“

Wege zum Berufskraftfahrer

Berufskraftfahrer ist ein dualer Ausbildungsberuf mit dreijähriger Lehrzeit. Dennoch wurden in der Vergangenheit häufig angelehrte Fahrer eingesetzt. 2007 hatten gerade einmal 55,1 Prozent der sozialversicherungspflichtigbeschäftigten Kraftfahrzeugführer eine abgeschlossene

Berufskraftfahrer-Ausbildung, die jedoch überwiegend Kurz-Ausbildung zum Berufskraftfahrer war. Seit 2007 benötigen Fernfahrer zusätzlich zum Lkw-Führerschein noch eine 2800 Euro teure Zusatzausbildung.





Willi Bleicher: Sein Name steht für soziale Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Er war und ist eine Symbolfigur.

Anfang des 20. Jahrhunderts im Deutschen Kaiserreich in Armut geboren, erlebte er Aufstieg und Fall der Weimarer Republik. Während seiner Haft unter den Nazis waren Leid, Hoffnung, Gewalt und Tod allgegenwärtig. Die Jahre bis zur Niederschlagung des Faschismus haben ihn gleichermaßen desillusioniert und gestärkt. Sie haben aus Bleicher einen Menschen mit Haltung, Statur und Charisma gemacht. Sie prägten den großen Antifaschisten und Arbeiterführer, der Willi Bleicher bis zu seinem Tod war.

Was liegt also näher, als einen Preis nach einem Menschen zu benennen, der immer einstand für Menschlichkeit und Gerechtigkeit.

Die IG Metall verleiht den Willi-Bleicher-Preis an Journalistinnen und Journalisten, die mit ihrer Arbeit die Arbeitswelt in Baden-Württemberg für Leser, Hörer und Betrachter erlebbar machen.

